Sezession



Deutschland

Autorenportrait
Hans-Jürgen Syberberg

Karlheinz Weißmann
Die Deutsche Frage

Wolf Kalz
Deutscher Sonderweg?

Ellen Kositza
Deutsche Fluchten

32

Oktober 2009
10 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

7. Jahrgang, Oktober 2009, Heft 32

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Versandkosten. Wer Sezession für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10,- € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten für einen Kurzbeitrag 8.500, für einen Grundlagenbeitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

In der Mitte des Heftes finden Sie diesmal Fotos von Harald Hauswald.

Informationen zu den Autoren finden Sie in diesem Heft auf Seite 11.

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Selbst die in solchen Fragen eher zurückhaltende *FAZ* fand, daß es nun »genug« sei mit dem »german bashing«, dem wahllosen Einprügeln auf die Deutschen: Der amerikanische Oberbefehlshaber der NATO in Afghanistan hatte jenen Bundeswehroffizier als Sündenbock präsentiert, der den Raketenangriff auf die festgefahrenen Tanklastzüge in der Nähe von Kundus befohlen hatte, und es sickerte durch, mit welcher Genugtuung unsere Verbündeten die Nachricht von – möglichem – deutschem Versagen und – möglicher – deutscher Schuld aufnahmen.

Dem einen oder anderen kamen ähnliche Wiedergängereien des »häßlichen Deutschen« in den Sinn: Da war der Schweizer Abgeordnete zum Beispiel, der nach der saloppen Kritik Steinbrücks am eidgenössischen Umgang mit Geldwäsche sofort an Deutsche erinnerte, »die vor sechzig Jahren mit Ledermantel, Stiefel und Armbinde durch die Gassen gegangen sind«; da war auch die Äußerung Berlusconis, der einem sozialdemokratischen Europaabgeordneten nach einem gegen ihn gerichteten Wort vorschlug, in einem Film über KZs »doch den Kapo zu spielen. In dieser Rolle wären Sie perfekt«.

So weit, daß eine Verbindung mit den jüngst entdeckten (wenn auch im Kern längst bekannten) Versuchen von Thatcher und Mitterrand hergestellt würde, die Wiedervereinigung der »Hunnen« oder »Boches« zu hintertreiben, sind wir noch nicht. Trotzdem ist es Zeit, den Blick auf den inneren Zusammenhang der einzelnen Fakten zu lenken und das, was dahintersteht: die lange Tradition des Deutschenhasses.

Den Klassiker zum Thema – *Die Ursachen des Deutschenhasses* – hat der Philosoph Max Scheler 1917 geschrieben, während des Ersten Weltkriegs, also *cum ira et studio*. Trotzdem ist seine »Nationalpädagogische Erörterung« kein propagandistisches Machwerk und immer noch der Lektüre wert. Denn Scheler stellte die vielfältigen Ursachen dieses Affekts heraus: Da geht es nicht nur um Neid auf deutsche Tüchtigkeit oder Angst vor dem preußischen Militär, nicht nur um Irritation über deutsche Tiefe oder Ressentiments gegenüber dem Volk der Dichter und Denker, nicht nur um die Erinnerung an die germanischen Barbaren oder die *superbia teutonicorum* – den »deutschen Hochmut« – der Stauferzeit, und, möchte man heute hinzufügen, nicht nur um den Zweiten Weltkrieg oder Auschwitz; es geht vielmehr um feindliche Gefühle, die in »einem allgemeinen Welthasse« gegen die Deutschen kulminieren, weil sie anders sind: vor allem dadurch, daß sie den großen Modernisierungsprozeß nicht oder jedenfalls nicht so wie das restliche Europa, genauer: »der Westen«, durchliefen.

Nun haben wir uns in den vergangenen Jahrzehnten redlich Mühe gegeben, die Differenz auszugleichen: Westbindung, Westintegration, Verwestlichung, *westernization*, waren das große nationalpädagogische Programm der Nachkriegszeit. Unerschütterlich die Bereitschaft, endlich von uns loszukommen und zu werden wie alle. Die Bösartigen wollten das, um uns dauerhaft niederzuhalten, die Einfältigen, weil sie tatsächlich an unsere Miserabilität glaubten, die Klügeren, weil sie hofften, daß die Deutschen keine gegen sie gerichtete Koalition mehr fürchten müßten, wenn sie sich bloß unauffällig machten. Weit gefehlt.

Scheler rechnete übrigens auch das zu den Ursachen des Deutschenhasses: die Unsicherheit, die Schwäche der Identität, die im Fall eines so offensichtlich hervorragenden Volkes kein Außenstehender glaubwürdig findet.

In der Höhle der Erinnerung – Autorenportrait Syberberg

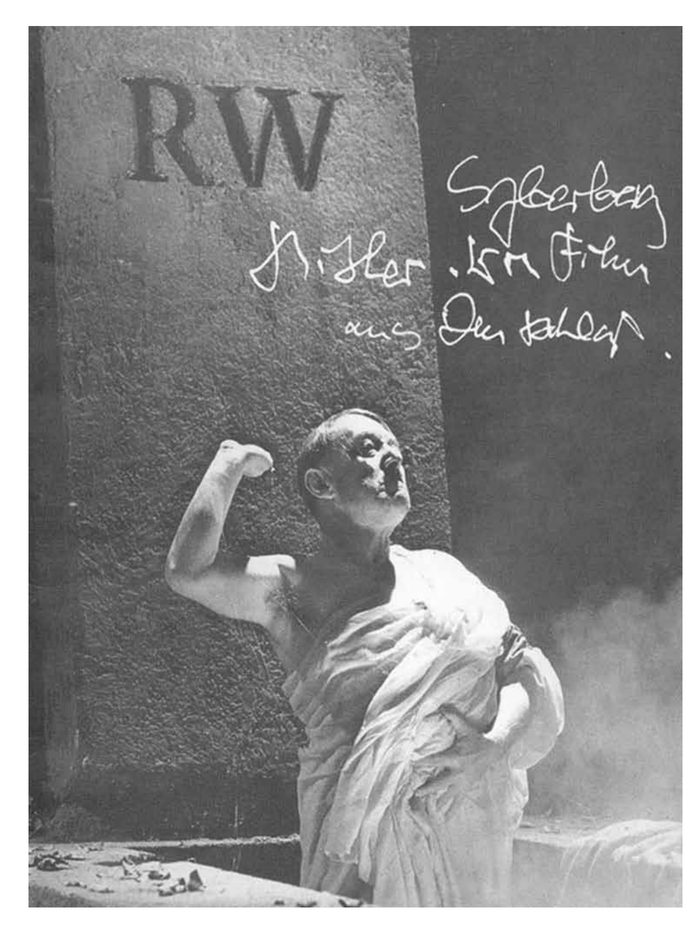
von Martin Lichtmesz

Hans-Jürgen Syberberg verläßt heute nur noch selten sein Nossendorfer Wahnfried, um sich der Öffentlichkeit zu stellen. Im Mai 2007 luden ihn Redakteure der Filmzeitschrift *Revolver* zu einer raren Aufführung seines Hauptwerks »Hitler – Ein Film aus Deutschland« (1977) nach Berlin ein. Nur wenige Zuschauer versammelten sich in der Volksbühne, um an diesem sonnigen Sonntag die siebeneinhalb Stunden des nur selten gezeigten Films durchzusitzen. Etwas größer war der Zuspruch am folgenden Abend, als sich Syberberg im Prater einem Werkgespräch mit zwei Jungregisseuren der »Berliner Schule« stellte. Die *taz* konnte an dem einst von der Linken heftig angefeindeten Regisseur nichts Aufregendes mehr finden. Hitler interessiere ihn nicht mehr, ebensowenig der »Irrationalismus«, den er sich in den siebziger Jahren auf die Fahnen geschrieben hatte, und »Gegenaufklärerisches« wurde nicht geäußert. Kurzum: ein »altersmilder Künstler aus Deutschland. Irgendwie wähnte man sich im falschen Film.«

Die Irritationen, die immer noch von seinem Werk ausgehen, zeigten hinter den Kulissen dennoch ihre Wirkung. Als Syberberg sich nach der Veranstaltung noch Zeit nahm, in einem Gasthaus individuelle Fragen zu beantworten, trat ein junger österreichischer Dokumentarfilmer an ihn heran und bat um ein Autogramm. Die Bitte erwies sich als Finte, um Syberberg ungedeckt zu erwischen. Kaum hatte er den Stift abgesetzt, als der junge Mann einen gezielten Satz abfeuerte: »Bisher habe ich Sie immer für einen intelligenten Neonazi gehalten, seit gestern weiß ich nun, daß Sie ein intelligenter Altnazi sind.« Der Angreifer beging rasche Fahrerflucht und ließ eine betretene Stille am Tisch zurück. Der feige Überraschungsangriff hatte seine Wirkung getan. Syberberg war sichtlich verletzt. Er schwieg, hielt die Augen nachdenklich gesenkt. Eine Sekunde später setzte er das Gespräch fort, als wäre nichts geschehen.

Jahre zuvor hatte Syberberg in einem Interview mit dem *Revolver* die Maxime ausgegeben: »Man muß so tief in die Wunde gehen, daß man in

Verdacht gerät.« Das kann auch heißen: Wer nicht in Verdacht gerät, hat sich auch der Wunde noch nicht genähert. Dies hat Syberberg aber zeitlebens getan und entsprechenden Zorn auf sich gezogen. Der Tiefpunkt war nach Erscheinen seines Buches *Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege* erreicht. Frank Schirrmacher, der ein Jahrzehnt später den als »geschichtsrevisionistisch« verschrieenen Hitler-Film »Der Untergang« über den grünen Klee lobte, verhängte den Bannspruch: »Wo über Kultur gesprochen wird, hat Syberberg nichts mehr zu suchen.« Das war noch zurückhaltend, verglichen mit der denunziatorischen Wut Hellmuth Karaseks, die sich im *Spiegel entlud*: »Mit solchen Sätzen, mit solchen Gedanken, mit solchen dumpfen Verschwörungstheorien ist, man erinnere sich, die Bücherverbrennung von 1933, ist die ›Endlösung‹ von 1942 vorbereitet und ermöglicht worden. (…) Sie sind kein abstruses Geschwätz, sie sind verbrecherisch«. Es ist nicht verwunderlich, daß sich Syberberg nach solchen Angriffen aus der Öffentlichkeit zurückzog.



In den siebziger und achtziger Jahren hatte der Regisseur die Konfrontation mit seinen Kritikern noch offensiv gesucht. *Syberbergs Filmbuch* suchte zu beweisen, daß der Prophet im eigenen Lande nichts galt. Den abfälligen Verrissen in Deutschland stellte er demonstrativ überschwengliche Kritiken aus Frankreich gegenüber und polemisierte gegen den bundesdeutschen Kulturbetrieb, der in seinen Augen einen kunstfeindlichen Boykott gegen seine Arbeit betrieb. Daraufhin warf man Syberberg Eitelkeit, Geltungssucht und Larmoyanz vor. Der vermutete allerdings wohl zu Recht, daß die Ablehnung seines Werkes in Deutschland nicht bloß ästhetische Gründe hatte. »Unabhängig von den Filmen, allein das Symptom einer solchen Reaktion nur in Deutschland im Gegensatz zur ganzen Welt und nur hier so in diesem Fall so, sollte des Untersuchens wert sein.«

Hans-Jürgen Syberberg: *Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege*, München 1990.

Syberbergs Filmbuch, München 1976.

Obwohl Syberberg inmitten der Welle des »Neuen Deutschen Films« eine unübersehbare Figur war, war den Herzog, Fassbinder, Schlöndorff und Wenders von Anfang an klar, daß er keiner der Ihren war. In ihrem kanonischen Buch *Der Neue Deutsche Film 1960–1980* verspotteten Robert Fischer und Joe Hembus seinen elitären, bildungsbürgerlichen Gestus und bezeichneten ihn als »wahnseligen Mytho-Masochisten«.

Robert Fischer, Joe Hembus: *Der Neue Deutsche Film 1960–1980*, München 1981.

Die Distanz zu den Protagonisten des »Neuen Deutschen Kinos« hatte ihre guten Gründe. Syberberg war rund ein Jahrzehnt älter als seine Kollegen und hatte seine entscheidenden Prägungen lange vor 1968 erfahren. Er war auch nie ein bloßer Cinephiler oder »Film-Buff« gewesen, wie er es verächtlich nannte. Für sein ästhetisches Konzept spielten Theater, Oper, Lyrik und Malerei eine nicht minder bedeutende Rolle. Entscheidend war aber auch eine mental-biographische Prägung, die der Regisseur 1984 so beschrieb: »Ich lebte außerhalb der Nazi-Gesellschaft und darf mich heute unbeschädigt von ihren Folgen bewegen, immunisiert, ohne mich durch protestierende Profilierung von den Eltern absetzen zu müssen und ohne Racheabsichten gegen die ehemaligen Verfolger.«

Hans-Jürgen Syberberg: *Der Wald steht schwarz und schweiget,* Zürich 1984.

Syberberg wurde 1935 im pommerschen Nossendorf auf einem später enteigneten Landgut geboren – dasselbe, auf das sich der alte Mann inzwischen wieder zurückgezogen hat. Seine ersten Filmarbeiten waren Schmalfilm-Mitschnitte von Proben des Berliner Ensembles in den Jahren 1952/53. Nach dem Umzug in den Westen und einem abgeschlossenen Studium in Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte arbeitete Syberberg als freier Mitarbeiter fürs Fernsehen: »185 Filme zwischen 3 und 30 Mi-

»Das Projekt Nossendorf«, *Sezession* 2, Juli 2003, sowie: www.syberberg.de

nuten in 3 Jahren ab 1963. Aktuelles, Gebrauchsfilme zum kulturellen Tagesgeschehen, Kalendergeschichten zu Themen, die keiner wollte«. Seine frühen eigenen Filme gleichen den ersten Schritten eines Suchenden, der sein Thema noch nicht gefunden hat. Es folgten ab 1965 lange Dokumentarfilme über Romy Schneider, Fritz Kortner und einen bayrischen Softporno-Produzenten. Syberbergs Spielfilmdebüt »Scarabea« (1968) und der auf einer Novelle von Kleist basierende »San Domingo« (1970) waren ungewöhnliche, aber holprige Gehversuche in der erzählerischen Form. Das Scheitern Syberbergs im Narrativen mag er auch mit jener späteren ästhetischen Programmatik kompensiert haben, die er polemisch als Gegenentwurf zum »Boulevard-Film hollywoodscher Tradition und seiner Kolonien« präsentierte, mit einer Radikalität, die allenfalls mit Jean-Marie Straub und Danièle Huillet vergleichbar ist.

Für »Ludwig – Requiem für einen jungfräulichen König« (1972) fand Syberberg schließlich die ihm gemäße Form: den Monolog und das Tableau. Diese streng stilisierte Szenenfolge, die ausschließlich auf einer Bühne gedreht wurde, auf der Rückprojektionen die Kulissen ersetzten, ist in ihrer künstlerischen Absicht schwer zu deuten. Vermutlich war sie zunächst vor allem eine Zwischenstation eines sich immer noch vorantastenden Autors: »Ruhe, lange Einstellungen, epische Deutlichkeit, Verfremdungen, Pathos und Ironie, Traum- und Visionscharakter neben Klarheit und Übersicht, eine Beziehungs- und Gefügetechnik ohne Zufall in Requisit, Kleidung, Musik, Geräuschen …« War das Ergebnis Brecht oder Wagner, Schroeter oder Valentin? War dieser tuntige, somnambule Bayernkönig in Gestalt Harry Baers Parodie, Camp, Hommage, Poesie? War dieser Antipode zu dem gleichzeitig entstandenen Epos »Ludwig II.« von Luchino Visconti denn überhaupt noch ein Film im herkömmlichen Sinne? Der Papst der damaligen Cineasten, Henri Langlois von der Cinémathèque Française, reihte Syberberg jedenfalls fortan unter die »Murnaus des zeitgenössischen Films«.

Sein nächster Spielfilm »Karl May« (1974) fiel dagegen konventionell aus, ließ aber die Marschrichtung deutlicher werden. May, der Schöpfer von Trivialmythen, die in Deutschland ganze Generationen geprägt haben, wird zum Seelenbruder Ludwigs als typisch deutscher Träumer, dessen Gefühle, Ideale und künstliche Paradiese das Leben erhöhen sollen und ihm doch feindlich gegenüberstehen, ja in den Abgrund führen können. Bereits hier wurde von der Kritik die exorzistische Tendenz wahrgenommen, die zum Kern des Hitler-Films werden sollte. »Die deutsche Romantik – vom Nazismus befreit« titelte die linke *Libération* im Dezember 1975. »Dieser deutsche Filmemacher versucht seit langem über seine eigene Geschichte hinauszugehen, um die Mythologie seines Volkes wiederzufinden.« Kein Zufall war in diesem Zusammenhang die Besetzung mit UFA-Legenden wie Helmut Käutner und Kristina Söderbaum. Dabei akzeptierte Syberberg durchaus die in deutschen Nachkriegsverwerfungen postulierte Linienführung, die in Hitler keinen bloßen Betriebsunfall sah, sondern das Drachenei desselben Geistes, der Goethe, Wagner, Nietzsche, und eben auch Ludwig und Karl May hervorgebracht hatte. Syberberg versuchte diese Zusammenhänge unter dem Begriff des »schöpferischen Irrationalismus« zu fassen, den er polemisch dem »Rationalismus und Materialismus« entgegenstellte.

Im Jahr des »deutschen Herbstes« entstand schließlich »Hitler, ein Film aus Deutschland«, eine monumentale, kaleidoskopische Mischung aus vorgetragenem Text, Theater, Dokumentation, Spiel- und Musikfilm. Szenerie ist eine in düsteres Chiaroscuro getauchte, von Trockeneis-Nebel umwehte Theaterbühne, auf der eine makabre Invokation stattfindet. Ausgestattet mit Puppen, Marionetten, Filmprojektionen, Plakaten, Kunst- und Filmzitaten, Pappfiguren historischer Gestalten und einem Gruselkabinett an Requisiten, dialektisch und suggestiv untermalt von originalen Tondokumenten und der Musik von Haydn, Mozart, Beethoven und Wagner wird die Bühne zur schwarzen Höhle des Unterbewußten, in der Traum und Alptraum des »Dritten Reichs« neu geträumt und reflektiert werden. Zur Höhle, aber auch zur Hölle: Mit explizitem Bezug zu Dante versteht sich »Hitler« als eine Unterweltfahrt in den Hades deutscher und europäischer Geschichte und Gegenwart.

Syberbergs Hitler-Film. München 1980. Mit Beiträgen von Susan Sontag, Heiner Müller, Alberto Moravia, Michel Focault u.a.

Hans-Jürgen Syberberg: *Der verlorene Auftrag. Ein Essay,* Wien 1994.

Hans-Jürgen Syberberg kommentierte seine Absichten in dem Essay *Die Kunst als Rettung aus der deutschen Misere*: »Kann und darf, gerade und ausgerechnet, ein Film über Hitler und sein Deutschland Iden-

titäten wiederfinden, heilen und erlösen? Aber, so frage ich, wird man je wieder frei werden vom bedrückenden Fluch der Schuld, wenn man nicht ins Zentrum der bohrenden Krankheit kommt?« Und: »In der freiwilligen Selbstaufgabe seiner schöpferischen Irrationalität vor allem, und vielleicht einzig hier, hat Deutschland wirklich den Krieg verloren … dieses Land ist brutal und materialistisch geworden … Deutschland wurde seelisch enterbt und enteignet, was nicht soziologisch, gesellschaftspolitisch zu rechtfertigen war, wurde verschwiegen.« Die Deutschen seien ein »krankes Volk ohne Identität«, ihr schöpferisches Bestes, den »verfluchten Hauptstrang ihres Wesens« haben sie »verdrängt, den Nazis kampflos zugeschoben, ihn mit dem Fluch des Faschismus belegt«.

Heute erscheint der Film als ebenso faszinierendes wie strapaziöses Monstrum mit einem erklecklichen Anteil an Verquastheiten, Längen, Redundanzen und ästhetischen Fehlgriffen. Im Grunde unpreußische Maßlosigkeiten, die auch für Syberbergs essayistisches Werk charakteristisch sind. Syberbergs Schriften sind eine unebene, schwierige, aber immer provozierende Lektüre. Typisch ist die Reaktion eines Rezensenten auf den Band *Die freudlose Gesellschaft* (1981): »Ein solches Wechselbad aus Ärger, Zustimmung, Ablehnung, Zorn und Verständnis als Lese-Reaktion ist mir noch nicht widerfahren.« Syberbergs zweifellos gewichtigste Polemik ist der unmittelbar vor und während der Wende entstandene und 1990 publizierte Band *Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege*, der expliziter als je zuvor die Frage nach der Wiedergewinnung einer spezifisch deutschen Kunst und Ästhetik, mithin einer deutschen *Seele*, nach 1945 fragte. Den Auftakt des Buches machte eine Photographie vom Parolesaal des zerstörten Stadtschlosses von Berlin, kommentiert durch ein Zitat von Ernst Jünger: »Wo Bilder fallen, müssen sie durch Bilder ersetzt werden, sonst droht Verlust«. Diese Bilder zu schaffen oder zu finden, müsse die Aufgabe der Kunst sein. Diese hatte sich jedoch nach dem Krieg in einem heillosen Miserabilismus verloren:

Hans-Jürgen Syberberg: *Die freudlose Gesellschaft. Notizen aus dem letzten Jahr,* München 1981.

»Alles, was jahrhundertelang als Ziel und Ausdruck der Freiheit des Menschen im Wechsel seiner Ideale galt, mußte vermieden werden, galt als verführerisch, erhielt einen Makel. Jede Gegenformel war erwünscht, von der einfachen Ironisierung des Helden bis zur Häßlichkeit in den Varianten der Armut des Geistes, ohne Ewigkeit der Seele. Den Gegenwelten des Schönen waren alle Tore geöffnet, grinsend und marktbeherrschend, frech.«

Hand in Hand mit dieser »Ästhetik der Verkleinerung« geht eine »pathologische Selbstzerstörung«, die mit der Kultur auch noch die »Auslöschung der Natur« mit sich zieht. Von der Demontage des Schönen, der Tragik, des Eros, des Heroischen hätte lediglich die »Plastikwelt« des Konsums profitiert. Besonders fatal wirke sich jedoch das unter der Geißel einer einseitigen Vergangenheitsbewältigung entstandene »Klageverbot« aus. Kaum ein Kunstwerk nach 1945, das das Ausmaß des Untergangs und Verlustes ausgeschöpft hätte. Die »zentralen Themen unserer Zeit« zu behandeln aber wäre die Aufgabe der Kunst gewesen. Syberberg nannte den »Zusammenbruch des Deutschen Reiches und seine Umstände in Vergewaltigung als Befreiung und Umerziehung in der Mitte des Kontinents und seine Folgen mit der Teilung Deutschlands und damit Europas und das Verschwinden eines der zentralen Kulturstaaten, nämlich Preußens. Zweitens Auschwitz und der Exodus der europäischen Juden nach Israel und Amerika. Und drittens die Vertreibung von 15 Millionen Menschen aus den östlichen Provinzen Deutschlands … was einer zwangsweisen Völkerwanderung von säkularem Maß gleichkommt.«

Man wird nun unschwer erahnen, was im Jahr der deutschen Einheit den Haß der nationalphobischen Feuilletons ausgelöst hat. Das Verdikt Schirrmachers nützte aber am Ende nichts: Obgleich es still um Syberberg geworden ist, ist die Aktualität und unterirdische Strahlkraft seines Werkes ungebrochen. Keine seiner Hoffnungen hat sich bisher erfüllt: der untote Hitler hielt allen Exorzismen stand, die Chance auf eine neue »Stunde Null« nach der Wende ist ungenutzt verstrichen, die Kunst ist unfruchtbar geblieben. Immerhin hat sich die Erinnerungsarbeit zäh, aber stetig in Bewegung gesetzt und die Klageverbotsmauer mürbe gemacht. »Das Vergessen trägt den Namen Hitler, der die Landschaft der deutschen Geschichte kolonisiert«, schrieb Heiner Müller über Syberbergs Hitler-Film. Der antikoloniale Befreiungskampf, die geduldige und beharrliche »Wiedereroberung des besetzten Geländes« sind heute unsere Aufgabe.

Filmographie (Auswahl):

Fritz Kortner spricht Monologe für eine Schallplatte, 1965

Romy. Anatomie eines Gesichts, 1965

Scarabea – Wieviel Erde braucht der Mensch?, 1968

Sex-Business, Made in Pasing, 1969

San Domingo, 1970

Nach meinem letzten Umzug (8-mm-Material aus dem Jahre 1953 in Ostberlin), 1970

Ludwig – Requiem für einen jungfräulichen König, 1972

Theodor Hierneis oder Wie man ehemaliger Hofkoch wird, 1972

Karl May, 1974

Winifred Wagner und die Geschichte des Hauses Wahnfried von 1914–1975, 1975

Hitler – Ein Film aus Deutschland, 1977

Parsifal, 1982

Die Nacht, 1986

Penthesilea, 1987

Syberberg filmt bei Brecht (Neubearbeitung des Materials von 1953), 1993

Ein Traum, was sonst, 1994

Höhle der Erinnerung, 1997

Die Deutsche Frage

von Karlheinz Weißmann

Der Begriff »Deutsche Frage« bezog sich ursprünglich nicht auf die Lage nach 1945, sondern auf die Situation, die mit dem Untergang des alten Reiches entstanden war. 1802 erschien im Druck ein *Notenwechsel zwischen Frankreich und Rußland, die deutsche Frage betreffend*. Das war am Vorabend des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 und jenes denkwürdigen Aktes, bei dem der letzte Habsburger die Kaiserkrone niederlegte und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation nach tausend Jahren zu bestehen aufhörte. Die »Deutsche Frage« – und darin liegt allerdings eine Berührung mit dem letzten Nachkrieg – entstand in dem Augenblick, als fremde Mächte, hier: Frankreich und Rußland, zu Herrn des deutschen Schicksals geworden waren, die nationale Einheit unmöglich schien und Hegel feststellen mußte: »Deutschland ist kein Staat mehr.«

Für die Zeitgenossen hatte diese Deutsche Frage Ähnlichkeit mit der italienischen oder polnischen. Eigentlich handelte es sich nach einem Diktum Napoleons nur noch um »geographische Begriffe«. Deutschland, Italien und Polen waren am Beginn des 19. Jahrhunderts kaum mehr als ungefähr abgrenzbare Regionen, in sich zersplittert, teilweise unter Fremdherrschaft, ohne politischen Zusammenhang und ohne Möglichkeit der Selbstbestimmung, Manövriermasse der Diplomatie, Auf- und Durchmarschgebiete mächtigerer Nachbarn. Aber es gab noch die Erinnerung an Zeiten, in denen Deutschland, Italien oder Polen als Staaten bestanden hatten. Eine Erinnerung, unklar im Bewußtsein der Völker, schärfer konturiert im Bewußtsein der Führungsschichten, wo sie sich mit der Vorstellung verknüpfen konnte, daß aus der Geschichte das Anrecht auf neue Einheit erwachsen würde. In diesem Sinn hat Freiherr vom Stein angesichts der Niederlage Napoleons sein *Bekenntnis* abgelegt: »… ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen er-

geben. … mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde und seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder erlange. Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit.«

Die italienische, polnische und deutsche Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts wurden von dem Glauben an »Einheit« getrieben. Er motivierte immer neue Versuche, sich auf revolutionärem Wege oder im Bündnis der bestehenden Ordnung Freiheit und einen Staat zu verschaffen, der alle Italiener, Polen oder Deutsche vereinigen sollte. Die »italienische«, »polnische« oder »deutsche Frage« galt so lange als unbeantwortet, so lange dieses Ziel nicht erreicht war. Das erklärt, warum es eine erste Welle von Veröffentlichungen – Aufsätze, Broschüren und Bücher – zur Deutschen Frage im Vormärz gab, dann während der Revolution von 1848 und schließlich nach deren Scheitern. Dabei ging es einerseits um das Problem, wie man zum Nationalstaat gelangen wollte, weiter um dessen richtige Verfassung, vor allem aber um die Klärung der Grenzen eines neuen deutschen Reiches. Das war deshalb so problematisch, weil man nicht nur entscheiden mußte, ob und wenn ja, welche fremdnationalen Elemente innerhalb des eigenen Gebietes bleiben sollten (Dänen, Tschechen und Polen vor allen Dingen), sondern auch, wie mit Österreich zu verfahren war. Bis zur Märzrevolution, die das Problem zum ersten Mal von der theoretischen auf die praktische Ebene verschob, dürfte die Mehrzahl der Deutschen für eine großdeutsche Lösung gewesen sein, und es waren machtpolitische Umstände, nicht prinzipielle Erwägungen, die dazu führten, daß sich die Anhänger der kleindeutschen durchsetzten, was aber ein dauerndes Unbehagen angesichts der Irredenta hinterließ.

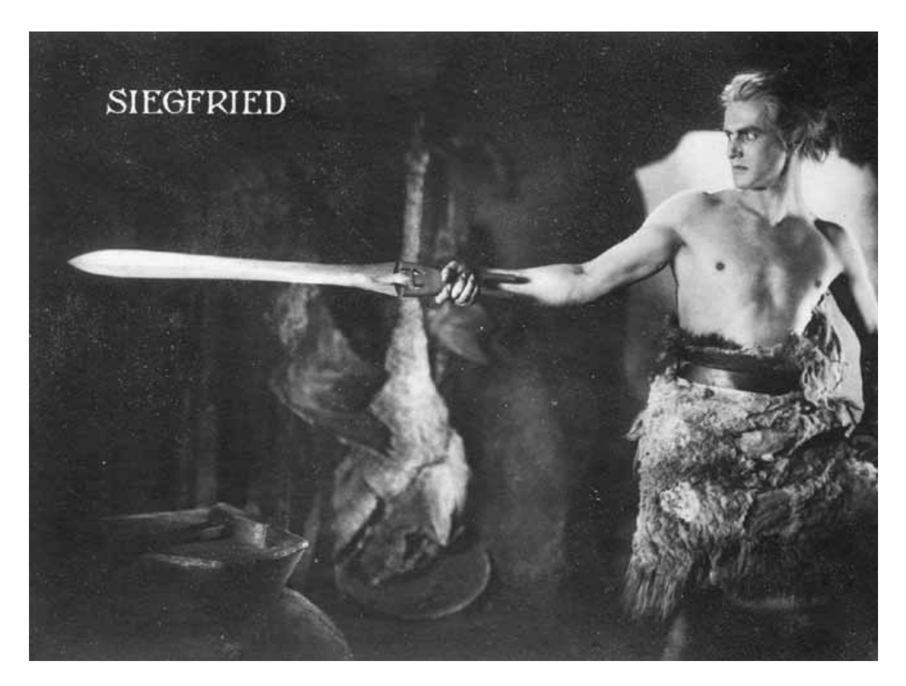
Trotzdem galt die Reichseinigung von 1871 den meisten als angemessene Antwort auf die Deutsche Frage. Die »Reichsfreunde« bildeten eine deutliche, immer weiter wachsende Mehrheit, die »Reichsfeinde« eine kleine, immer weiter schwindende Minderheit, die »Reichsverdrossenen« eine wortgewaltige, aber den Gang der Dinge nicht unmittelbar beeinflussende Elite. Trotzdem glaubten viele Gegner Deutschlands im Ausland, daß das Bismarckreich nicht von Dauer sein könnte, weil der ältere Fraktionsgeist zum Zerfall im Augenblick der Gefahr führen werde. In Paris vor allem meinte man, die »natürliche« Ordnung Deutschlands sei die Teilung zumindest zwischen Nord und Süd, aber im Grunde auch zwischen dem Rheinland und den östlicher gelegenen Gebieten. Zugespitzt könnte man sagen, daß sich die Deutsche Frage aus dieser Sicht erst *seit* 1871 stellte und deren Klärung nur möglich war, wenn man Bismarcks Tat rückgängig machte, große Territorien im Westen wie im Osten vom Reichsgebiet abtrennte und den Rest dauerhaft in Mittel- und Kleinstaaten zerschlug. Entsprechend sahen die Kriegsziele der Entente am Beginn des Ersten Weltkriegs aus, und entsprechend versuchte Frankreich nach der Niederlage Deutschlands die mitteleuropäische Ordnung zu gestalten.

Als das nicht vollständig durchzusetzen war, schrieb der französische Historiker Jacques Bainville 1920 in seinem Buch *Les Conséquences politiques de la paix*: »Heute bedauert jeder, daß das besiegte Deutschland seine politische Einheit, das wichtigste Ergebnis der früheren militärischen Siege Preußens, bewahrt hat. Selbst die französischen Unterhändler der Pariser Konferenz streiten es nicht mehr ab, daß es besser gewesen wäre, wenn die deutsche Einheit unsern Sieg nicht überlebt hätte. … Man bestreitet heute nicht mehr die Richtigkeit des Wortes, das Thiers 6 Wochen vor Königgrätz gesprochen hat: ›Der wichtigste Grundsatz der europäischen Politik geht dahin, daß Deutschland aus unabhängigen Staaten zusammengesetzt sein muß, die untereinander nur durch ein einfaches föderatives Band verknüpft sind.‹«

Bainville meinte, daß die französische Außenpolitik »endgültig durch die deutsche Frage bestimmt« bleibe, und seine Mitbürger pflichteten ihm bei. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs erlebte das Buch Bainvilles mehr als vierzig Auflagen, und die praktische Politik Frankreichs entsprach in vielem genau seiner Absicht, jene »Fehler« auszumerzen, die man bei den Friedensverhandlungen gemacht hatte.

Jacques Bainville: *Frankreichs Kriegsziel*, Hamburg 1940.

Die Besessenheit, mit der Frankreich in den zwanziger und dreißiger Jahren auf die Deutsche Frage fixiert war, hatte ihre Gegenentsprechung in dem Wunsch der Deutschen, das »Joch« von Versailles abzuwerfen und die Deutsche Frage anders als 1871 vollständig zu lösen: durch die Wiederherstellung der Wehrhoheit, die Beseitigung der Reparationslasten, die



Deutsche Ikone 1: Siegfried ...

Rückgewinnung der verlorenen Gebiete zumindest im Osten und den »Anschluß« Österreichs. Daß es sich dabei tatsächlich um nationale Fragen handelte, kann man an der Unterstützung für entsprechende Zielsetzungen bei allen Parteien – von den Kommunisten bis zu den Völkischen – erkennen und daran, daß Hitler nach 1933 die stärkste Zustimmung erfuhr, solange er sich den Anschein gab, nichts anderes zu wollen als die Mehrzahl seiner Landsleute. Das von Joachim Fest vorgeschlagene Gedankenexperiment – wenn Hitler 1938 einem Attentat zum Opfer gefallen wäre, hätte er als der größte deutsche Politiker gegolten, da es ihm gelungen wäre, alle Deutschen friedlich zu einen und dem Reich eine Stellung als europäischer Hegemon zu verschaffen – zieht daraus seine Plausibilität.

Allerdings war es eine Fehleinschätzung anzunehmen, daß es Hitler nur um die Revision von Versailles oder die definitive Lösung der Deutschen Frage ging, und das katastrophale Scheitern seiner Politik hatte auch damit zu tun, daß die Bedingungen für eine isolierte oder wenigstens auf die Einbeziehung des europäischen Raums beschränkte Konzeption nicht mehr möglich war. Das erklärt weiter, warum die Deutsche Frage nach 1945 zwar als eine Art Reprise des Vergangenen erscheinen konnte – Vollendung der Annexionen durch Frankreich, Rußland und Polen, dauernde Aufteilung des Restgebiets –, aber stärker wurde die Situation jetzt von weltpolitischen Bedingungen diktiert; das heißt, daß die Teilung entscheidend durch die Teilung des Planeten in zwei Blöcke und den Verlauf der Blockgrenze auf deutschem Territorium bestimmt war. Das hat alle Versuche, die Deutsche Frage aus eigener Kraft zu beantworten, von vornherein zum Scheitern verurteilt und die Wiedervereinigung überhaupt erst möglich gemacht, nachdem die Blockkonfrontation beendet und die außereuropäischen Vormächte USA und Sowjetunion ihre Zustimmung gegeben hatten.

Manche Beobachter des Prozesses fürchteten allerdings, daß dieser Versuch, die Deutsche Frage zu lösen und dann durch die Einbindung des kleinstdeutschen Nationalstaats in einen europäischen Bund endgültig zu erledigen, von vornherein zum Scheitern verurteilt sei. Für diese Skepsis sprach, daß die europäischen Nachbarn die Wiedervereinigung mit Unbehagen sahen, das sich wiederum aus einem historischen Bewußtsein speiste, das die deutsche Einheit und den deutschen Territorialbestand immer auch und zuerst unter dem Aspekt betrachtete, was das eine wie das andere für die eigene Stellung bedeuten mußte. Das gilt in besonderem Maß für Polen, das um seine Beute aus dem Zweiten Weltkrieg fürchtete und diesen Erfolg seiner »Westpolitik« keinesfalls gefährdet sehen wollte, das gilt für Frankreich, dessen sozialistischer Präsident Mitterrand sich 1989 sofort der Maxime erinnerte, daß die deutsche Schwäche die Bedingung der französischen Größe sei, und das gilt auch für Großbritannien, dessen konservative Premierministerin wohl auf ihre Nächte im Luftschutzbunker während der deutschen Angriffe Bezug nahm, für die aber eigentlich etwas an-

deres wichtiger war: die Angst vor der deutschen Überlegenheit, die ihrem Land seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein Stachel gewesen war.

Vielleicht erinnerte sich Margaret Thatcher auch der berühmten Rede ihres Amtsvorgängers Benjamin Disraeli, der nach der Wiedervereinigung von 1871 geäußert hatte, hier habe sich nicht einfach ein Staatsgründungsakt vollzogen, sondern eine »deutsche Revolution«, deren Folgen ungleich schwerwiegender seien, als die der Französischen Revolution. Disraeli hat nicht genau erklärt, was er damit meinte, aber es kann sich nicht allein um die Angst vor dem preußisch-deutschen Militär- und Wirtschaftspotential gehandelt haben, das noch kaum zur Wirkung gekommen war, es scheint eher etwas Unbestimmt-Unheimliches gewesen zu sein, was Disraeli wahrnahm und das geeignet schien, die bestehende Ordnung nicht nur in politischer Hinsicht zu erschüttern, ein Umschlag des biedermeierlich-weltfremd-gelehrt-unpolitischen Deutschen, dessen Anomalie man bisher herablassend betrachtet hatte, und das nun Möglichkeiten zu bieten schien, die keine andere Nation Europas hatte.

Bernard Willms: *Die deutsche Nation. Theorie–Lage–Zukunft*, Köln-Lövenich 1982.



… deutsche Ikone 2: Hagen in Etzels Halle; Szenenaufnahmen aus den beiden Teilen des Nibelungen-Films von Fritz Lang, 1924.

Man erinnerte sich damals in Europa, daß das Deutsche in der Vergangenheit immer auch etwas Anderes gewesen war, eine Alternative zum Vorherrschenden, ein Unruheherd. Das Gemeinte hat ein der Politik im engeren Sinn ganz fernstehender, der russische Dichter Dostojewski, fast zeitgleich mit Disraeli zum Ausdruck gebracht. 1877 erschien ein Aufsatz Dostojewskis, in dem er nicht die Deutsche Frage, sondern die »deutsche Aufgabe« behandelte: »Diese Aufgabe Deutschlands, seine einzige, hat es auch früher schon gegeben, hat es gegeben, solange es überhaupt ein Deutschland gibt. Das ist sein Protestantentum: nicht allein jene Formel des Protestantismus, die sich zu Luthers Zeiten entwickelte, sondern sein ewiges Protestantentum, sein ewiger Protest, wie er einsetzte einst mit Armin gegen die römische Welt, gegen alles, was Rom und römische Aufgabe war, und darauf gegen alles, was vom alten Rom aufs neue Rom überging und auf all die Völker, die von Rom seine Idee, seine Formel und sein Element empfingen, der Protest gegen die Erben Roms und gegen alles, was dieses Erbe ausmacht.« Und weiter: »Der charakteristischste, wesentlichste Zug dieses großen, stolzen und besonderen Volkes bestand schon seit dem ersten Augenblick seines Auftretens in der geschichtlichen Welt darin, daß es sich niemals, weder in seiner Bestimmung noch in seinen Grundsätzen, mit der äußersten westlichen europäischen Welt hat vereinigen wollen, d. h. mit allen Erben der altrömischen Bestimmung.«

Die von Dostojewski ausgezogene Linie – von Arminius über Luther bis Preußen – war nicht originell. Sie entsprach in vieler Hinsicht dem deutschen Normalverständnis der eigenen Nationalgeschichte und, wenn auch mit anderer Wertung, der Auffassung vieler gebildeter Engländer, Franzosen oder Italiener. Immer spielte dabei das Inkommensurable der deutschen Identität die ausschlaggebende Rolle: von der Furcht, die schon Kimbern und Teutonen dem unbesiegbaren Rom einflößten, über den le-

Fjodor M. Dostojewski: *Politische Schriften*, hrsg. von Moeller van den Bruck, zuletzt München 1923.

gendären Sieg des Arminius, des *liberator Germaniae*, dessen Triumph dazu führte, daß es überhaupt einen deutschen Raum außerhalb des Limeslandes gab, den Aufstieg des Franken-, dann des deutschen Reiches zum Erben des alten Imperium, die einzige Macht, die es sogar mit dem Papsttum aufnehmen konnte, in deren Niedergang sich dann etwas so unverhofftes wie die Reformation ereignete, Fichtes »Welttat des deutschen Geistes«, die eben nicht nur nationale religiöse Erneuerung blieb, sondern die moderne europäische als Freiheitsgeschichte denkbar machte, und schließlich der Aufstieg Preußens als Inbegriff eines neuen Staatstypus, der weder dem angelsächsischen noch dem französischen, noch dem russischen Modell entsprach, eine Verbindung von Freiheit und Ordnung, weder liberal noch despotisch.

Es handelte sich im preußischen Fall um den Versuch einer Synthese, also die Aufhebung von These und Antithese in einem höheren Dritten, und die Suche nach »Dritten Wegen« gehört ohne Zweifel zu den stärksten Impulsen des deutschen Denkens im 19. Jahrhundert, von dem Nietzsche meinte, daß es selbst dann hegelsch gewesen wäre, wenn Hegel niemals gelebt hätte. Man könnte auch die Klassik als Bemühen danebenstellen, die Hauptspannungen in der geistigen Physiognomie der Deutschen – Individualismus gegen Universalismus, reale gegen irreale Strebung, Anarchie gegen Ordnung – zum Ausgleich zu bringen. Vollständig gelungen ist das aber nicht.

Die Fähigkeit anderer Völker, auf ihre Existenz-Frage eine Antwort zu finden, hatten die Deutschen nicht: weder die Lässigkeit der Mediterranen noch den Stil der Franzosen, noch den Pragmatismus der Briten. Sie beneiden andere oft um diese Fraglosigkeit, aber in besseren Zeiten sehen sie im Eigenen, dem Unabschließbaren, der Bevorzugung des Werdenden gegenüber dem Sein, der Neigung zum Grundsätzlichen, der Unfähigkeit im Taktischen, auch der mangelnden Begabung zur Maske, einen Vorzug.

Robert Hepp: *Die Endlösung der deutschen Frage*, Tübingen 1988.

Wer die Literatur, die sich mit dem Deutschen befaßt, durchmustert, wird immer wieder diese Motive finden. Selbstverständlich spielen dabei Stereotype eine Rolle, konventionelle Urteile, aber im Kern erscheint die Sache doch besser getroffen als durch die Annahme von Vorurteil und »Erfindung«. Zum letzten Mal ist das bei den Diskussionen von 1989/90 ins Bewußtsein getreten, als mit unerwarteter Heftigkeit nicht nur Gegner und Befürworter einer Wiedervereinigung aufeinandertrafen, sondern auch eine intensive Debatte darüber stattfand, wie »deutsch« denn nach Lösung der Deutschen Frage der neue Gesamtstaat sein sollte. Es gab – vereinfacht gesprochen – diejenigen, die eine Fortsetzung der »Bonner Republik« auf erweitertem Territorium erhofften, und die, die auf eine »Berliner Republik« setzten. Wer sich den zweiten Begriff zu eigen machte, war sofort Verdächtigungen ausgesetzt, von der Rückkehr auf den »Sonderweg« über die Sorge, die Westbindung werde in Zweifel gezogen, bis zu der Behauptung, hier bereite sich ein »zweites Auschwitz« (Günter Grass) vor. Heute erregt »Berliner Republik« keinen Anstoß mehr, aber es ist auch nichts mit der Vorstellung, eine um die DDR ergänzte BRD werde irgendwie »preußischer und protestantischer« (Lothar de Maizière) sein. Modernisierung und das heißt eben »Verwestlichung«, Globalisierung, und das heißt auch Masseneinwanderung, haben in den vergangenen beiden Jahrzehnten zu einer Umprägung Deutschlands geführt, die es immer weniger sinnvoll erscheinen läßt, nach den Deutschen und ihrem Wesen zu fragen.

Allerdings sind Völker niemals nur gemacht, auch nicht nur Geistesgebilde, sondern Lebenskräfte »in Form« (Oswald Spengler). Die »Endlösung der deutschen Frage«, wie Robert Hepp apostrophierte, wäre nur denkbar durch das physische Verschwinden der Deutschen. Davon sind wir so weit nicht entfernt und daß wir dieses Schicksal mit den übrigen weißen Völkern teilen, ist kein Trost, – denn um die Deutschen wäre es besonders schade. Wenn man die Deutsche Frage nämlich nicht nur als ein politisches Problem auffaßt, oder als eine Seltsamkeit im Geschichtsverlauf oder im Repertoire der Kollektivpsychen, dann muß man noch einmal zurückkommen auf Dostojewski, der die Deutsche als eine »Weltfrage« bezeichnete, insofern als das Deutsch-Sein überhaupt eine prinzipielle Möglichkeit menschlicher Existenz bedeutet, nicht nur eine mehr oder weniger beliebige Variante. Das macht die Deutsche Frage so wichtig und so heikel und ihre Beantwortung letztlich unmöglich. Eine Auffassung, die sonst nur im Hinblick auf *ein* anderes Volk vertreten wird.

Autoren dieses Heftes

Olaf Haselhorst, 1963, studierte Geschichte und Slawistik in Hamburg und St. Petersburg, Publizist und Übersetzer.
Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. Vorgeschichte – Verlauf – Folgen, Graz 2009 (gemeinsam mit Jan Ganschow und Maik Ohnezeit)

Dr. Wolf Kalz, 1933, Studium der Geschichte, Germanistik und Politik, Promotion über Gustav Landauer. Mehrjähriger Auslandsschuldienst in Chile. Freischaffender bildender Künstler.
Werkkatalog Wolf Kalz – Studie und Gestalt. Bad Schussenried 2006
Ein deutsches Requiem. Vom Aufstieg Preußens zum Niedergang der Republik. Künzell 2006
Die politische Elite und der Staat. Künzell 2004

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende. Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Provokation, Schnellroda 2007

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.
Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.

Dr. Ulrich March, 1936, studierte Germanistik und Geschichte, promoviert als Historiker.
Kleine Geschichte deutscher Länder, Graz 2006
Dauer und Wiederkehr. Historisch-politische Konstanten, Schnellroda 2005
Kleine Geschichte der Deutschen, Schnellroda 2004 (gemeinsam mit Peter Bollmann und Traute Petersen)

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und BWL in Halle/Saale. Verantwortlicher Redakteur von www.blauenarzisse.de.
Medienrituale und politische Ikonen. Schnellroda 2009

Werner Olles, 1942, Versicherungskaufmann und Bibliothekar i.R., Freier Publizist in Frankfurt a.M.

Prof. Dr. Adolph Przybyszewski, 1945, Privatier und freier Publizist, lebt in Warschau und Berlin.

Rolf Schilling, 1950, Dichter und Essayist.
Gesang überm Quell. Gedichte und Musik. Hörbuch, Halle 2008
Eros und Ares. Essays, München 1994
Desweiteren liegen Werke in zehn Bänden und Tagebücher in vier Bänden vor.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Das konservative Minimum, Schnellroda 2007
Post-Demokratie, Schnellroda 2009

Schlüsselereignisse der deutschen Geschichte

von Ulrich March

Der Begriff »Schlüsselereignis« wird im Folgenden ganz wörtlich verstanden: Wie der Schlüssel den Zugang zu einem Raum ermöglicht, eröffnet das Verständnis bestimmter maßgeblicher Vorgänge den Zugang zur Geschichte und gibt damit angesichts der engen Verzahnung von Vergangenheit und Gegenwart zugleich Aufschlüsse über heutige Regionen, Staaten, Völker und Kulturen.

Bollmann, March, Petersen: *Kleine Geschichte der Deutschen,* Schnellroda 2004 sowie *Kleine Geschichte Europas,* Schnellroda 2004.

Die Königswahl des fränkischen Stammesherzogs Konrad ist das erste Schlüsselereignis der deutschen Geschichte und für deren Verlauf von grundlegender Bedeutung. Denn als die ostfränkische Linie der Karolinger mit dem Tod Ludwigs des Kindes ausstirbt, stellt sich die politische Zukunft der Deutschen als völlig offen dar, und erst der darauf folgende Wahlakt gibt in mehrfacher Hinsicht die Richtung vor, in der sich der Gang der deutschen Geschichte seither bewegt.

Denkbar erscheint damals die Beibehaltung der Karolingerdynastie, die im Westfrankenreich noch bis 987 regiert, und die Wiedervereinigung der beiden 843 getrennten Reichsteile. Doch die Karolinger haben seit dem Tod Karls des Großen viel von ihrem Glanz verloren und sehen sich insbesondere ab Mitte des 9. Jahrhunderts nicht mehr in der Lage, die Teilreiche vor den immer heftigeren Angriffen der Normannen, Slawen, Ungarn und Sarazenen zu schützen.

Die Regionalgewalten dagegen, von Karl dem Großen weitgehend ausgeschaltet, erleben im 9. Jahrhundert eine Renaissance. Da das Königtum den Schutz vor äußeren Feinden nicht mehr gewährleistet, muß die Verteidigung aus der Region heraus geführt werden, und die im Abwehrkampf besonders bewährten Familien übernehmen in ihrem jeweiligen Stammesgebiet anstelle des Königtums die tatsächliche Macht.

Damit tut sich in der Entscheidungssituation von 911 eine zweite Möglichkeit auf: die weitere Erstarkung der Stammesgewalten. Die Stammesherzöge hätten es damals durchaus in der Hand gehabt, ihre bereits

vorhandene Macht zur völligen Unabhängigkeit auszubauen. Das hätte zur Zersplitterung des ostfränkischen Reiches und langfristig wohl auch zur ethnischen Balkanisierung Mitteleuropas geführt; da sich dann vermutlich die einzelnen Stämme zu Völkern entwickelt hätten.

Die Stammesherzöge haben diesen damals für sie gewiß verlockenden Weg nicht beschritten. Das Bewußtsein deutscher Zusammengehörigkeit ist um die Wende zum zehnten Jahrhundert offenkundig bereits so stark entwickelt, daß man sich für eine dritte Lösung entscheidet: Die Stämme in ihrer Gesamtheit begründen das neue deutsche Gemeinwesen.

Damit ist ein Grundakkord der gesamten deutschen Geschichte angeschlagen, das Neben-, Mit- und Gegeneinander von Zentral- und Regionalgewalt. Der erste deutsche König Konrad I. hat allerdings ungeachtet der Umstände seiner Wahl noch einmal versucht, zentralistische Politik im karolingischen Stil zu treiben, scheitert dabei aber vollständig. Seine größte Leistung besteht darin, daß er auf seinem Totenbett seinen stärksten und entschiedensten Gegner, Herzog Heinrich von Sachsen, zu seinem Nachfolger bestimmt – ein Akt menschlicher Größe und politischer Weitsicht zugleich. Denn der neue König, Heinrich I., begnügt sich zunächst mit der nominellen Anerkennung durch die übrigen Stämme, schafft aber durch seine Politik der Beharrlichkeit und des Augenmaßes die Voraussetzungen für den Aufstieg des Reiches.

Heinrichs Sohn Otto I. (936–973) gehört, wie schon im Namenszusatz »der Große« zum Ausdruck kommt, zu den bedeutendsten Gestalten der deutschen Geschichte. Er ist es gewesen, der die bis Mitte des 13. Jahrhunderts währende Vorrangstellung der Deutschen in Europa begründet und damit eine Zeit des Glanzes heraufgeführt hat, die Deutschland später nie wieder erlebt hat. Zu seinen wesentlichen Leistungen zählen unter anderem die Einbeziehung des Elbe-Oder-Raumes und des größten Teils Italiens in das deutsche Herrschaftsgebiet, der Aufbau einer trotz der Größe des Reiches und der damaligen Verkehrsverhältnisse funktionierenden Verwaltung, die erfolgreiche Marken- und Missionspolitik und die Siege über Slawen und Ungarn, vor allem die Schlacht auf dem Lechfeld (955), in der erstmals alle deutschen Stämme gemeinsam kämpfen und die große Teile Europas von der Geißel der ständigen Ungarn-Einfälle befreit.

Angesichts dieser Erfolge wird König Otto I. Anfang 962 als Nachfolger der römischen Cäsaren und Karls des Großen in Rom vom Papst zum »römischen Kaiser« gekrönt. Er steigt damit zum Haupt der abendländischen Christenheit auf, die Deutschen werden nach den Römern und den Franken zum »Reichsvolk«, dem in besonderer Weise die Aufgabe zukommt, das Abendland zu schützen und zur Ausbreitung des christlichen Glaubens beizutragen.

Tatsächlich hat es in der Folgezeit immer wieder Kaiser gegeben, die diese Aufgabe sehr ernst genommen und im Zusammenwirken mit anderen Herrschern zu erfüllen gesucht haben. Noch Friedrich Barbarossa (1152–1190) gehört dazu, der seine Politik unter die Parole »Honor Imperii!« stellt, in dessen Umgebung allerdings die übrigen Herrscher Europas abfällig als »Zwergkönige« (»reguli«) bezeichnet werden.

Im religiös bestimmten Mittelalter haben der Reichsgedanke und der Stolz auf die auf ihm beruhende Vorrangstellung das Bewußtsein der geistigen und politischen Elite Deutschlands maßgeblich geprägt.

Die mittelalterliche Kaiserzeit ist aber nicht nur eine Epoche des Glanzes und der Größe. Die 962 übernommene Aufgabe war von vornherein nur bei völligem Einvernehmen von Kaiser und Papst lösbar. Spätestens seit dem Investiturstreit, bei dem es um die Bistumsbesetzungen und damit um die Macht im Reich geht, und nach dem demütigenden Bußgang Kaiser Heinrichs IV. nach Canossa (1077) ist dieses Einvernehmen jedoch nicht mehr gegeben. Da aber die Verwirklichung des Reichsgedankens die Herrschaft über Rom und Italien voraussetzt, muß diese in zahllosen verlustreichen Kämpfen immer wieder neu erstritten werden, läßt sich aber trotz aller Opfer nur halbwegs sichern, und auch das nur bis zum Ende der Stauferzeit.

Karl Hampe: *Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer*, zuletzt München 1985.

Dem späteren Betrachter stellt sich damit eine Reihe von Fragen. Hat das mit dem Reichsgedanken verbundene internationale Engagement die deutschen Kräfte nicht doch überfordert? Sind womöglich bestimmte »typisch deutsche« Charaktermerkmale, etwa die Neigung zu idealer Überhöhung, Streit ums Grundsätzliche (»querelles allemandes«) und politisch-ideologischer Traumtänzerei (»Den Franzosen das Land, den Briten






Ernst von Dombrowski: Holzschnitte, von links nach rechts:

Germanen ziehen in eine römische Provinzstadt ein

Die Ungarnschlacht, 955

Heinrich III. nach der Schlacht an der Raab, 1044

Luther und der Bauernkrieg

Prinz Eugen

Volksaufstand gegen Napoleon

Der Wiener Kongreß

Sedan

das Meer, den Deutschen die Wolken«) durch die Identifikation mit der Reichsidee wenn nicht verursacht, so doch befördert worden?

Dies alles ist wohl nicht völlig falsch gesehen, führt aber auf das Feld der Spekulation. Fest steht demgegenüber, daß die Schwächung des Kaisers den Dualismus zwischen Zentral- und Regionalgewalt förderte und im 16. Jahrhundert ein zweiter, der Dualismus der Konfessionen, hinzutrat. Die Verbreitung der 95 Thesen des Wittenberger Theologieprofessors Dr. Martin Luther gegen den Ablaßhandel wirkt wie ein Blitz in gewitterschwüler Luft und löst landauf, landab begeisterte Zustimmung aus, nicht wegen des Inhalts, sondern weil es jemand gewagt hat, der Papstkirche die Stirn zu bieten.

Man hat die Reformation als Anpassung des Christentums an den Charakter der germanischen Völker bezeichnet. In dieser Allgemeinheit trifft das schon deswegen nicht zu, weil erhebliche Teile des deutschen Volkes schließlich bei der alten Lehre verbleiben; vor allem Altbayern und Österreich, aber auch Mainfranken und Oberschwaben sowie der größte Teil Westfalens und der Rheinlande sind bis heute römisch-katholisch geprägt.

Die Glaubensspaltung hat viel Leid über das deutsche Volk gebracht, Mißtrauen und Haß, Verfolgung und Gewalttätigkeit. Der konfessionelle Dualismus hat aber auch viel Positives bewirkt, vor allem in der Geistesgeschichte, aber auch in der politischen Geschichte der Deutschen. Der Wettbewerb der beiden Glaubensrichtungen zwingt dazu, die eigene Position zu überdenken, und führt zu Herausforderung und geistigem Austausch.

Allerdings war die konfessionelle Spaltung auch die Ursache der großen Katastrophe der deutschen Geschichte, des Dreißigjährigen Krieges. Bei seinem Ende ist das Land verwüstet, die Bevölkerung dezimiert, die Wirtschaft gelähmt, teilweise – so etwa der Fernhandel – ganz zusammengebrochen. Die Menschenverluste sind relativ höher als im Zweiten Weltkrieg und betragen in den Städten etwa 30 Prozent, auf dem Lande über 40 Prozent; in Teilen Pommerns, Mecklenburgs und der Pfalz, also in den Durchzugsgebieten der schwedischen und französischen Heere erreichen sie bis zu 90 Prozent. Selten ist ein Schlüsselereignis auch schon von den Zeitgenossen so stark als solches empfunden worden wie der Friedensschluß des Jahres 1648. Was hat nun dieser Frieden gebracht?

Das Reich erscheint vor allem in territorialer und verfassungspolitischer Hinsicht stark geschwächt. Ausgedehnte Küstengebiete gehen an Schweden, die noch deutschen Teile Lothringens und fast das gesamte Elsaß an Frankreich verloren, die Schweiz und die Niederlande scheiden aus dem deutschen Staatsverband aus. Die politische Zersplitterung Deutschlands, die bereits im Hochmittelalter eingesetzt hat, kommt zu einem gewissen Abschluß: Die Territorien erhalten nahezu uneingeschränkte Souveränität. Das Reich besteht zwar weiter, hat aber in Zukunft mehr den Charakter eines Staatenbundes als eines Staates. Schweden und Frankreich können sich als Garantiemächte des Friedens fortan jederzeit in die deutschen Verhältnisse einmischen.

Und dennoch: Der Westfälische Frieden ist kein bloßes Instrument zur Niederhaltung Deutschlands wie 1919 der Diktatfrieden von Versailles. Das 962 gegründete Reich mit seinem Hegemonieanspruch auf dem Kontinent wird jetzt durch ein System gleichberechtigter Mächte ersetzt. Zunächst treten Frankreich, Schweden und Österreich als Großmächte in Erscheinung; vom 18. Jahrhundert an bestimmt dann die europäische Pentarchie – Frankreich, Österreich, Rußland, Großbritannien, Preußen/ Deutschland – weitgehend die Geschicke des Kontinents.






Nach der Revolution von 1789 erringt Frankreich eine weitgehende Vormachtstellung in Europa und sprengt damit das System von 1648. Es erscheint daher durchaus logisch, daß der an allen Fronten siegreiche Heerführer Napoleon zur Kaiserkrone greift. Die Völker Europas ertragen die französische Fremdherrschaft nur widerwillig, und schließlich greift das Feuer des modernen Nationalismus, das die Französische Revolution entzündet hat, auch auf die Völker Europas über. Wegweisend sind dabei Österreich und Preußen. Beide Staaten erleiden in dieser Zeit verheerende Niederlagen. In beiden Staaten aber lernt man aus den Niederlagen und bereitet – getragen von dem neuen Gedankengut – die Befreiung von der Fremdherrschaft vor.

Die harte Behandlung der Besiegten durch die Franzosen und die Romantische Bewegung führen in Deutschland zu patriotischer Besinnung und zu einem neuartigen Verständnis der Nation als einer kulturellen Gemeinschaft, die sich auch politisch behaupten will. Männer wie Fichte und Görres, Schlegel und Arndt verbreiten diese Ideen. Der Freiherr vom Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, der Erzherzog Karl von Habsburg und der österreichische Regierungschef Graf Stadion ziehen daraus die politischen Konsequenzen. Die Tiroler Erhebung von 1809 gegen Bayern und Franzosen zeigt ebenso wie der erfolgreiche Guerillakrieg der Spanier, daß der Freiheitsgedanke in breitere Volksschichten eingedrungen ist.

Hellmut Diwald: *Geschichte der Deutschen*, zuletzt München 1999.

Als zukunftsträchtig erweisen sich später vor allem die preußischen Reformen, in denen ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den Freiheitsrechten des Einzelnen und den Pflichten gegenüber der staatlichen Gemeinschaft zur Geltung kommt. Preußen erkennt zum ersten Mal in seiner Geschichte seine nationale Verantwortung und schafft mit der Heeresreform eine wesentliche Voraussetzung für den militärischen Erfolg in den Freiheitskriegen.

Der Zeitpunkt für eine allgemeine Erhebung ergibt sich nach der verheerenden Niederlage der *Grande Armée* in Rußland. Treibende Kraft in dem 1813 ausbrechenden Freiheitskrieg ist Preußen. Doch um Napoleon zu besiegen, bedarf es der Anstrengung nahezu aller europäischer Mächte, der Russen, Preußen, Österreicher und Schweden in der Völkerschlacht von Leipzig, der Preußen und Briten bei Waterloo. Damit ist die französische Hegemonie beseitigt, und der Wiener Kongreß stellt das 1648 begründete Mächtesystem wieder her. Zur Enttäuschung der deutschen Patrioten kommt es aber nicht zur Errichtung eines deutschen Nationalstaates.

Die Errichtung eines Nationalstaats scheitert um die Jahrhundertmitte ein zweites Mal, obwohl die erste frei gewählte deutsche Nationalversammlung, die im Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche zusammentritt, es als ihre Hauptaufgabe ansieht, ein freies und einiges Deutschland zu schaffen. Als hinderlich erweisen sich nicht nur die politische Unerfahrenheit der Abgeordneten und der Gegensatz zwischen »Kleindeutschen«, die ein Reich unter der Führung Preußens wollen, und »Großdeutschen«, die Österreich mit einschließen möchten. Entscheidend ist vor allem der Widerstand nahezu des gesamten europäischen Auslands.

Der preußische Ministerpräsident Otto von Bismarck hat aus dem Desaster der Paulskirche gelernt und will nun die deutsche Frage mit »Blut und Eisen« lösen. Er bereitet die drei Einigungskriege gegen Dänemark (1864), Österreich (1866) und Frankreich (1870/71) außenpolitisch so gut vor, daß in keinem der Fälle eine dritte Macht dem Gegner zur Seite springt. Am 18. Januar 1871 wird dann im Schloß von Versailles, das als

Symbol französischer Größe gilt, das zweite Deutsche Reich proklamiert. Für die große Mehrheit der Deutschen erfüllt sich damit ein jahrzehntelanger Traum, auch wenn viele den Ausschluß Österreichs bedauern, zu dem sich jedoch in der Folgezeit ein vertrauensvolles politisches Verhältnis entwickelt.

Die Reichsproklamation in Versailles, bei der König Wilhelm I. von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen wird, findet noch während des deutsch-französischen Krieges in Frontnähe statt; anwesend sind neben allen deutschen Fürsten auch die hohen militärischen Führer. Das Bismarck-Reich wird daher und wegen der großen Bedeutung des Militärs in der Folgezeit als militaristischer Obrigkeitsstaat kritisiert.

Die Verfassung von 1871 läuft aber in Wirklichkeit auf einen Kompromiß zwischen konservativen und progressiven, föderalistischen und zentralistischen Kräften hinaus. Zwar tritt das zweite Reich als »Fürstenbund« in die Geschichte ein, und das zunächst wichtigste Verfassungsorgan ist der Bundesrat, die Vertretung der Länderregierungen. Daneben aber gibt es den Reichstag, der nach damals modernstem Wahlrecht von der gesamten männlichen Bevölkerung gewählt wird und im Laufe der Zeit immer stärker an Bedeutung gewinnt. Vom militärischen Bereich abgesehen, kommt kein Gesetz ohne Reichstagsmehrheit zustande. Dieses demokratische Element des 1871 gegründeten Reiches wird bis heute vielfach verkannt. Das ständig zunehmende Gewicht des Reichstags spricht jedoch dafür, daß sich die konstitutionelle Monarchie von 1871 mittelfristig zur parlamentarischen entwickelt hätte, wenn der Erste Weltkrieg diesen Prozeß nicht unterbrochen hätte.

Ulrich March: *Kleine Geschichte deutscher Länder*, Graz 2006.

Nach der Reichsgründung betreibt Bismarck eine moderate Außenpolitik, die viel dazu beigetragen hat, daß Europa bis 1914 eine seiner längsten Friedensepochen erlebte. Nach seinem von Kaiser Wilhelm II. erzwungenen Abgang entwickelt die »zu spät gekommene Nation« allerdings gewisse Großmannsallüren, ohne freilich zu einer aggressiven Außenpolitik überzugehen.

Mit dem Kriegsende und der Revolution von 1918 geht das Kaiserreich zugrunde. Nachfolgestaat ist die Weimarer Republik, die erste parlamentarische Demokratie der deutschen Geschichte. Sie ist von Anfang an schwer belastet durch die demütigenden Bestimmungen eines gnadenlosen Diktatfriedens, den die Sieger ganz bewußt im Spiegelsaal des Schlosses Versailles unterzeichnen lassen, am gleichen Ort also, wo 1871 das deutsche Kaiserreich proklamiert worden ist. So demütigend dieser Vorgang von den Deutschen wahrgenommen wurde, er erscheint doch in einem milderen Licht, wenn man die Umstände bedenkt, unter denen die Wehrmachtsführung am 7. und 9. Mai in Reims und in Berlin-Karlshorst die bedingungslose Gesamtkapitulation unterzeichnete – das Schlüsselereignis der neueren deutschen Geschichte, das die Epoche des untergegangenen »Dritten Reichs« und die der Nachkriegszeit miteinander verklammert. Die nationalsozialistische Diktatur stellt einen absoluten Ausnahmefall der deutschen Geschichte dar und bedeutet in vielerlei Hinsicht den Bruch mit einer jahrhundertelangen Entwicklung. Das »Dritte Reich« hat trotz dieser Bezeichnung mit dem ersten gar nichts, mit dem zweiten so gut wie nichts gemeinsam. Nicht nur die parlamentarische Demokratie, sondern der in Jahrhunderten entwickelte Rechtsstaat, sogar die über ein Jahrtausend alte föderale Staatsstruktur werden abgeschafft. Aus der Rassenideologie erwächst eine zuvor nicht für möglich gehaltene Rebarbarisierung im Umgang mit anderen Menschen, bis hin zum millionenfachen Judenmord.

Bis Anfang des Jahres 1938 zeichnet sich die Katastrophe vom Mai 1945 noch nicht ab. Geblendet von seinen außen-, innen- und wirtschaftspolitischen Erfolgen, geht jedoch Hitler von da ab wie ein Spieler immer größere Risiken ein, bis hin zu einem Krieg, den die Wehrmacht spätestens seit 1942/43 nicht mehr gewinnen kann, den die NS-Führung aber gleichwohl fortsetzt. In den Monaten zwischen dem gescheiterten Attentat Stauffenbergs vom 20. Juli 1944 und Mai 1945 sterben mehr Deutsche als in den fünf Kriegsjahren zuvor. Zu den Wehrmachtstoten (insgesamt etwa 4,75 Millionen) und den Bombentoten (über eine halbe Million) kommen jetzt noch die Opfer, die der Einmarsch der Sieger, Flucht und Vertreibung kosten (mindestens 2,5 Millionen). Die weitgehende Zerstörung des Landes, der Verlust von einem Viertel des Siedlungsgebiets, die völlige politi-

sche Handlungsunfähigkeit und die mit dem Erlebten verbundene Traumatisierung runden das Bild der Katastrophe ab.

Gleich nach der Kapitulation im Mai 1945 beginnt die Zeit der Entnazifizierung, der Persilscheine und der *Reeducation*, aber auch die des Wiederaufbaus. In den Westzonen unterstützen vor allem die Amerikaner die deutschen Bemühungen, da sie nach dem Zerfall der Siegerkoalition ihr Herrschaftsgebiet gegenüber dem expansiven Kommunismus stabilisieren wollen. Die unmittelbare Nachkriegszeit ist noch durch Hunger, Ruinen und Flüchtlingselend, im Osten überdies durch sowjetische Willkür bestimmt. Mit der Währungsreform von 1948 beginnt im Westen jedoch nur drei Jahre nach der Kapitulation ein atemberaubender wirtschaftlicher Wiederaufstieg. Zugleich gelingt es, über zwölf Millionen Vertriebene – potentielles soziales Dynamit – einzugliedern. Diese historischen Leistungen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß beide Teile Deutschlands politisch von den Weltmächten abhängig bleiben. Auch Jahre nach dem Zusammentritt des ersten Bundestages im Herbst 1949 ist die Bundesrepublik Deutschland auch offiziell noch nicht souverän, von der wenig später gegründeten DDR ganz zu schweigen.

Die Wiedervereinigung stellt in nationalgeschichtlicher Sicht nicht nur das bedeutendste, sondern auch das erfreulichste Schlüsselereignis der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts dar. Es gibt wohl kaum einen erwachsenen Deutschen, dem die Bilder vom Mauerfall und von der Einigungsfeier am Reichstag nicht vor Augen stehen. Wieder einmal eröffnet sich damals – wie bei der ersten Vereinigung von 911, wie 1813/15 oder 1870/71 – die Perspektive eines Neubeginns. Wie haben die Deutschen diese Chance genutzt?

Im Abstand von zwei Jahrzehnten fällt die Bilanz gemischt aus. Sicher: Der gewaltlose Sturz eines diktatorischen Regimes und die friedliche Vereinigung beider deutscher Staaten unter Zustimmung – wenn auch teilweise nur zähneknirschender Zustimmung – aller Nachbarn hat viele positive Kräfte geweckt. Der Mut, mit dem Hunderttausende unter persönlicher Gefahr auf die Straße gehen, nötigt noch nach zwanzig Jahren Respekt ab, denn das DDR-Regime ist grundsätzlich bereit, auf seine Bürger schießen zu lassen.

Aus den Trümmern von 1945 ist dank der Ereignisse von 1989/90 einiges gerettet worden. Immerhin leben die Deutschen heute wieder in einem gemeinsamen Staatsverband auf dem verbliebenen Restareal, dem kleinsten ihrer Geschichte. Sie leben überdies – auch das ist ein Novum – in Frieden mit sämtlichen Nachbarn und Großmächten, von gelegentlichen polnischen oder tschechischen Irritationen abgesehen. Und Deutschland hat als mit Abstand größter Gliedstaat der Europäischen Union die Möglichkeit, eine angemessene Rolle im zusammenwachsenden Europa zu spielen. Die geographische Lage inmitten des Kontinents, häufig genug Voraussetzung gefährlicher Zwei-Fronten-Bedrohung, könnte sich dabei längerfristig als großer Gewinn erweisen.

Andererseits sind keineswegs alle Blütenträume von 1989/90 gereift. Die wirtschaftliche Lage in den neuen Bundesländern ist, von einigen Ausnahmeregionen abgesehen, immer noch unbefriedigend; von der gegenwärtigen Krise ist dieser Landesteil besonders betroffen. Das politische Ideengut eines Regimes, von dem man glaubte, es habe restlos abgewirtschaftet, ist immer noch virulent. Die demographische Situation stellt sich inzwischen als äußerst besorgniserregend dar: Die Geburtenzahl ist die geringste aller EU-Länder, und wachsende Teile der hier lebenden Bevölkerung wollen sich nicht als Deutsche betrachtet wissen. Vor allem aber ist das politisch-psychologische Trauma von 1945, wie der tägliche Blick in die Medien beweist, alles andere als überwunden.

Die historische Betrachtung der Lage legt jedoch Gelassenheit nahe. Wie der Überblick über die Schlüsselereignisse der deutschen Geschichte zeigt, hat dieses Volk schon wiederholt ausweglos erscheinende Situationen erlebt. Stets hat sich freilich nach einer gewissen Zeit die Lage zum Besseren gewendet. Dies bedeutet zwar keine Garantie für die Zukunft, denn in der Geschichte gibt es keine Gesetze. Man kann jedoch bestimmte immer wiederkehrende Ablaufmuster erkennen, so etwa die ständige Pendelbewegung zwischen Aufstieg und Niedergang, Glanz und Elend. Es entspräche durchaus dem Ausmaß der Katastrophe von 1945, wenn der Rückschlag des Pendels diesmal etwas längere Zeit in Anspruch nähme.

Ulrich March: *Dauer und Wiederkehr. Historisch-politische Konstanten*, Schnellroda 2005.

Mit der Legende vom »deutschen Sonderweg« zum Finis Germaniae

von Wolf Kalz

Wenn Karl Dietrich Erdmann mit dem letzten Satze im *Handbuch der Deutschen Geschichte* (4. Band, 1959) zur Disposition stellte, es sei »eine offene Frage, ob die deutsche Geschichte noch Zukunft« habe, so lag die Antwort auf diese Schicksalsfrage nicht zuletzt in Händen der deutschen Historiker. Denn interpretierten diese die deutsche Geschichte, »wie sie eigentlich gewesen«, dann hätte die Nation mit ihr auf weiten Strecken übereinstimmen und aus ihrer Bejahung die Kraft zur Gestaltung der Zukunft gewinnen können. Verfälschten sie diesen geschichtlichen Gang hingegen, wie er eigentlich nicht gewesen – als zu einem unter den Völkern der Welt einzigartig bösartigen »deutschen Sonderweg«, zu welchem sich jeder Vergleich und jede Aufrechnung verbiete –, dann war abzusehen, daß Deutschland zum Spielball historisch selbstbewußter Mächte würde. Zu guter Letzt verschwände das deutsche Volk dann mangels Eigenständigkeit und Zahl sowie überfremdet aus der Geschichte. Solches wäre dann allerdings das Resultat einer recht deutschen Sonderlichkeit, genauer – es wäre dies ein Sonderweg der deutschen Zeithistorie, die sich in der Bewältigung der den Deutschen zur Last gelegten Verbrechen noch immer von niemandem übertreffen lassen will.

Wolf Kalz: *Die Ideologie des »deutschen Sonderwegs«. Exkurse zur Zeithistorie*, Künzell 2004.

Gleich nach dem Kriege hatte der Historiker Gerhard Ritter zu den sich schon abzeichnenden Kuriosa künftiger Zeithistorie mahnend Stellung bezogen. In seiner Studie *Europa und die deutsche Frage* (1948) befürwortete er nachdrücklich eine vergleichende Nationalgeschichte und stellte Deutschlands in Zentraleuropa so exponierte Lage – welche ständige »Wachsamkeit und Anspannung aller Kräfte« erforderlich machte – der »insularen splendid isolation« der Briten gegenüber. Ritter fragte vergleichend, wie sich denn Nationalismus und Imperialismus bei unseren europäischen Nachbarn geäußert hätten, und er tadelte Kollegen, welche der Sieger Untaten stets verkleinerten oder gar tabuisierten, hingegen Otto von Bismarck Umerziehung halber in des Führers Ahnenreihe unterbrachten. Einer seiner Leitsätze lautete: »… es gehört zur Pflicht der Wahrhaf-

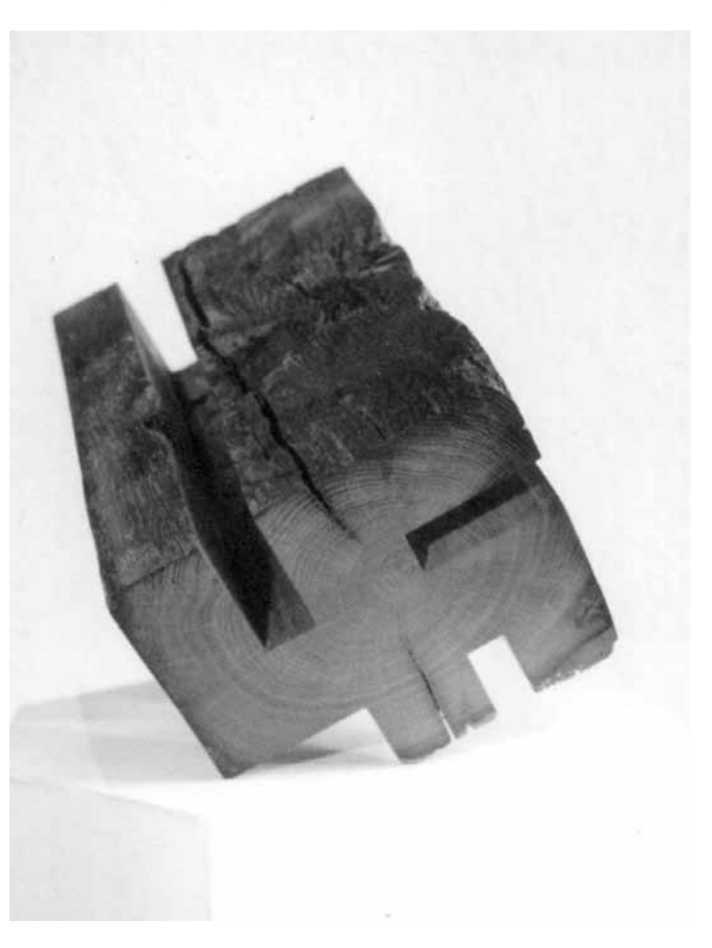
Gerhard Ritter: *Europa und die deutsche Frage*, München 1948.

tigkeit und Gerechtigkeit auch dies: daß man jede geschichtliche Erscheinung aus den Voraussetzungen ihrer eigenen Zeit und Umwelt versteht und beurteilt.« Dergleichen Formulierung atmete das Wissenschaftsethos des geschmähten Historismus und den Geist Leopold von Rankes, dessen historiographische Maxime hier nicht unerwähnt bleiben soll: »… allein zur Verteidigung derjenigen, die sich nicht mehr verteidigen können, die Wahrheit ans Licht zu bringen, werde ich immer für eine der wichtigsten Pflichten der Historie halten.«

Ritter hat dieser Haltung in seinem vierbändigen Klassiker *Staatskunst und Kriegshandwerk* Ausdruck gegeben. Doch trug ihm gerade dies das Odium seiner »Umstrittenheit« ein, so daß die Heutigen sich seiner nur mehr durch Totschweigen erinnern. Ritter war es auch, der in den sechziger Jahren Fritz Fischers berüchtigte antideutsche Polemik *Griff nach der Weltmacht* (1961), mit welcher der neue Stil einer Historie in nationalmasochistischer Absicht zum Durchbruch kam, nachdrücklich und begründet, aber weil gegen den Ungeist der Zeit gerichtet erfolglos, in die Schranken gefordert hatte. Dem Sonderwegsfetischismus der Zeithistorie blieb dessen ausgeprägtes Streben nach Objektivität herzlich zuwider, und so heimste sich Ritter, »brauner Verstrickung« verdächtigt, seitens gewisser Zunftgenossen noch postum Eselstritte ein.

Gerhard Ritter: *Staatskunst und Kriegshandwerk*, 4 Bde, zuletzt München 1968–1973.

Pragmatische Nationen handhaben ihre Irr- und Sonderwege ganz anders: die einen mit einem flapsigen *right or wrong – my country!* – sie haben fällige Untaten für ihr Vater- oder Mutterland stets mit Bravour geleistet, ihre Kriege waren immer gerechte namens des Fortschritts, namens des Rechts der »kleinen Völker« oder der Menschenrechte wegen, oder schlicht aus Gründen der *Balance of power.* Paris erließ für erbrachte Frevel Amnestien, und kein Makel befleckt die *Gloire* der *Grande Nation.* Die Polen haben ohnehin nie etwas verbrochen, und andere wiederum erlitten Gewalt immer nur als die Opfer einschlägiger »Täter«. Im Bunde mit dem Weltenlenker und von Skrupeln unangefochten, gerieren sich die Vereinigten Staaten: Über *Gods own country* weht unbekümmert das Banner einer missionarischen *Democracy,* und für die Fülle der *ex urbe condita* begangenen Greuel hat noch keiner sie je vor ein Tribunal gezerrt.



Das Menetekel (Eiche, 1992, Wolf Kalz)

Welchem Eroberer läge nicht daran, seinen Sieg durch die fortwährende Exorzisierung des Besiegten als eines Erzschurken für alle Zeiten abgesichert zu sehen? Klugheit sollte das eigentlich durchschauen, wußten doch des Frundsbergs Landsknechte schon: »Wer übrig bleibt, hat recht, und wer verliert, ist schlecht.« Nachdem obendrein das Nürnberger Militärtribunal die Geschichte der Deutschen als einen abartigen »Sonderweg« geächtet hatte, stand die fortan den Siegern und ihren Trabanten zum Zwecke der Vergangenheits- und Zukunftsbewältigung zu beliebiger Disposition. Und stets zählen sich zu den Siegern auch die Nutznießer des jeweils neu installierten Systems, weshalb sich also die Deutschen daran haben gewöhnen müssen, sich für »befreit« zu halten.

Auch wenn der gnadenlose Umgang der Deutschen mit sich selbst im Kalkül der Nationen als Joker im Spiel gilt, die Psychologie lehrt, solchem Partner zu mißtrauen. Auch halten Beobachter des Auslands die servil-beflissene Selbstverleugnung der Deutschen eher für krankhaft als für beruhigend. Nicht von ungefähr schrieb vor Jahren der schweizerische Literaturwissenschaftler Adolf Muschg (1982) unseren seinsvergessenen Lands-

leuten unter dem Thema »Wenn ich Deutscher wäre …« ins Stammbuch: »Würde ich die Aufgabe der Nation dadurch für gelöst halten, daß ich die Nation aufgebe? Es ist eines, glaube ich, die Quittung der Geschichte zu unterschreiben als ehrlicher Schuldner. Es ist ein anderes, zugleich aus der eigenen Geschichte auszutreten. Es ist eines, daß die eigene Nation nie mehr das Letzte sein darf. Darf sie darum nie das Selbstverständliche sein?«

Solche Auffassung übersteigt aber den Horizont der zur Niederhaltung der deutschen Nation bestellten und erbötigen Zeithistorie und einer Bonn-Berliner Politik, die überdies jahrzehntelang den Eindruck zu erwekken suchte, die Wiedervereinigung der zur »deutschen Frage« zerstückelten Nation sei ein Anliegen, ja sei sogar die Pflicht der Siegermächte, nur weil diese bisweilen dafür »die Verantwortung« zu haben heuchelten.

Die Geschichte hat sie schließlich alle eingeholt – Sieger und Besiegte, auch wenn letztere sich das Leben aus zweiter Hand längst zur politischen Quintessenz gemacht hatten und die Erlösung von ihren eingebildeten nationalen Übeln in der »Einbindung« und Flucht nach »Europa« suchten. Mit der »Wende« forderte des deutschen Volkes nationaler Imperativ – »Wir sind das Volk!« – das Regime zu eigenständigem Handeln heraus: zu dem von ihm so verabscheuten Alleingang, nämlich namens eines den Deutschen bisher immer vorenthaltenen Selbstbestimmungsrechtes die Vereinigung zweier Teile des einstigen Reiches zu wagen.

Zu einem ähnlichen Alleingang hätten sich nun auch die Zeithistoriker gegenüber der ihnen abverlangten Politpädagogik und damit zur Rehistorisierung der deutschen Geschichte ermutigt sehen müssen. Doch die hielten sich beflissen an die Parole, an die Anfang der achtziger Jahre im Institut für Zeitgeschichte wieder einmal erinnert worden war: »Gibt man die These eines ›deutschen Sonderwegs‹ auf oder relativiert man sie, so bricht man dem deutschen politischen Bewußtsein nach 1945 das Rückgrat.« Allein diese These gäbe die Kraft zum »Festhalten an der moralischen Umkehr«.

Die insofern vorformulierten politpädagogischen Axiome beinhalten notwendigerweise, daß die Zeithistorie von einer komparativen, also einer vergleichenden Geschichtsschreibung die Finger zu lassen habe: »Besonders wir Deutsche dürfen nicht aufrechnen« geschweige denn vergleichen. Denn die Beteiligung aller an den ausschließlich dem Besiegten vorgeworfenen Verbrechen setzte womöglich einen Revisionismus in Gang, der den Euphemismus der »Nachkriegsordnung« aus den Angeln höbe. So haben wir es denn »Hitler«, doch mehr noch dem unendlichen Gerede der ihm zur Unsterblichkeit verholfen habenden Zeithistoriker zu verdanken, daß die Geschichte der Deutschen in ihren historisch überschaubaren Bereichen zu einem pathologischen »Sonderweg« diskriminiert worden ist. Seien doch – nach geltendem Kanon – künftige Irrwege nur durch beständiges moralisches Einwirken – sie nennen es »Erinnerungskultur« – zu unterbinden, zur Aufrechterhaltung von Scham und einem permanent schlechten Gewissen.

Caspar von Schrenck-Notzing: *Charakterwäsche*, zuletzt Graz und Stuttgart 2007.

Dazu hatten sich schon einige Nonkonformisten der Zunft wie Ernst Nolte und Hellmut Diwald kritisch geäußert, Caspar von Schrenck-Notzing hatte längst seine *Charakterwäsche* (1965) geschrieben, und Bernard Willms erklärte entschieden: »Es zeugt geradezu von denkerischem Schwachsinn, sich zu vergangener Geschichte zu verhalten, als müsse man dafür oder dagegen sein, als sei vergangene Geschichte Gegenstand moralischer Bekenntnisse. Zur Geschichte verhält man sich nicht moralisch, das ist eine Perversion auch der Moral, die, wenn überhaupt, direktiven oder regulativen, niemals aber einen reprospektiven Sinn hat … Geschichte selbst zum Gegenstand von Parteilichkeit zu machen … ist genau das totalitäre Verhältnis, das sich in Orwells *1984* darin zeigt, daß Geschichte ständig umgeschrieben werden muß.« – Man hört es ungern, aber eben solches heißt: Umerziehung. So wird man also auf eine neuerliche Aufklärung, auf die Revision längst überständiger Legenden, Klitterungen, Fälschungen, volkspädagogischer Ideologeme und moralisierender Begrifflichkeiten weiterhin warten müssen.

Als man 1945 vom sogenannten Jahr Null aus, auch der Neuanfang der deutschen Geschichte genannt, die Vergangenheit unter bestimmten moralischen Prämissen zu »bewältigen« anhob, da verkürzte sich der Zeithistorie die deutsche Geschichte als Ganze zu einem durchaus schreckenerregenden Pandämonium. Sie glaubte bald als deren ein-



Iugum Germanorum (Eiche und Bronze, 2004, Wolf Kalz)

zige Lichtblicke die leider! fast immer gescheiterten Revolutionen mit ihren nicht recht zum Zuge gekommenen Kleineleute-Ressentiments linker Provenienz ausmachen zu müssen, was dann die Zunft auf den damals so modischen Holzweg einer »kritischen« Historischen Sozialwissenschaft führte. Diese stellte dann – bis in die simpelsten Verlautbarungen des *homo oeconomicus* verfolgt – ihrerseits einen historiographischen Sonderweg als den Gipfel an Trostlosigkeit dar. Doch ausgerechnet einer der Protagonisten dieser Richtung, Geschichte aus der Froschperspektive zu schreiben (Hans-Ulrich Wehler), bemerkte eines Tages mit Erschrecken: »Diese Expansion der ›Sozialwissenschaften‹ auf Kosten der Geschichte ist ein krasser Fehlgriff«.

Karlheinz Weißmann: *»Der Westen« in der Historiographie nach 1945*, in ders., Michael Großheim und Rainer Zitelmann (Hrsg.): *Westbindung*, Berlin 1993, S. 343–364.

Aus diesen und aus anderen Gründen, wie beispielsweise alle Vorbilder entmythologisierend dem Gedächtnis zu entfremden, wird hierzulande eine Geschichte als durch große Männer gestaltet, auch für gänzlich verpönt gehalten. Es wundert deshalb keinen, daß mit einer auf das unterste Niveau ihres Gestaltungstriebes reduzierten Historie kein Deutscher mehr für die Dinge der Nation zu begeistern ist, geschweige denn daß ein Gymnasiast zur Identität seiner selbst mit Volk, Staat und Geschichte fände. Überhaupt zeugt das Lamento, die Deutschen hätten sich vor Zeiten von den für »universal« gepriesenen Ideen der Demokratie abgesondert (welche man als in der »westlichen Wertegemeinschaft« schlechterdings für mustergültig verwirklicht wähnt), von mangelnder Übung in komparativer Geschichtsbetrachtung. Ist doch eine Verfassung, die für das eine Volk recht sein mag, für Völker unter anderen Himmeln schwerlich gleichermaßen billig. Zudem nimmt die Lebenskurve jeden autochthonen Volkes als dessen ureigene Geschichte ihren je eigenen Verlauf. Deshalb gibt es auch keine immanente Verpflichtung, sich um »westlicher Werte« willen dem Fetisch einer zweifelhaften »Zivilgesellschaft« zu unterwerfen. Intellektuell gesehen erweist sich darum die Sonderwegsdoktrin mit den aus ihr abgeleiteten Derivaten zur »nationalpädagogischen Zerknirschung« als ähnlich verwerflich wie der einstige Antisemitismus der Nationalsozialisten.

Man erinnert sich noch des Intermezzos des sogenannten Historikerstreits in der Bundesrepublik der achtziger Jahre – als des uneingestandenen Versuchs, die westdeutsche Geschichtsschreibung zu rehistorisieren. Das hätte dem Sonderwegssyndrom über kurz oder lang den Garaus gemacht und die deutsche Geschichte aus ihrer bisherigen Klitterung wieder in die Logik ihrer kausalen Abfolge gebracht haben müssen. Doch das Vorhaben fiel bald den Knüppeln der Denunzianten und den Bütteln gesinnungsethischer Maximierungen Frankfurter Couleur – Stichwort: Habermas – zum Opfer, und am Ende war man wieder bei dem Refrain, deutsche Hybris zu beklagen und mit verbissenerer Intensität die Unverjährbarkeit und Singularität deutscher Schuld zu beschwören.

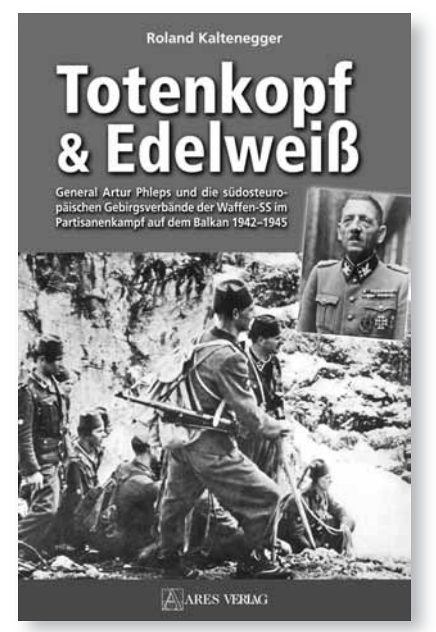
Die Zeithistoriker ließen es nämlich gänzlich an einer vergleichenden Nationalgeschichte, die auch die Komplotte und »Zivilisationsbrüche« der sogenannten Völkergemeinschaft bei der Erzeugung und Durchführung zweier Weltbürgerkriege durchforstet hätte, fehlen. Vielmehr folgten sie dem Diktat Du-sollst-nicht-aufrechnen! Sollst-nicht-relativieren! und beließen es beflissen und vielfach wider besseres Wissen bei dem unter ihnen zum Konsens gewordenen *Mea maxima culpa!* – Jedenfalls sieht sich die Geschichte der Deutschen auch nach 65 Jahren noch unentwegt vor die Inquisitionstribunale der Zeithistorie und diverser Nebenkläger gezerrt, und die gingen neben der Abrechnung mit dem Nationalsozialismus gleich auch zur Ahnenverfolgung über. Lebenshilfe hat jedenfalls die Zeithistorie dem deutschen Volk in der schwersten Zeit seines Daseins keinen Deut gegeben. Im Gegenteil: sie machte sich mit dem Segen der politischen Klasse und unter wohlwollender Obhut der Sieger zum Büttel einer »nationalen Sterbehilfe« (Dietrich Aigner). Denn unwidersprochen ließ sie sich in den Dienst solcher Mächte stellen, denen am Erhalt und an der Identität unseres Volkes nicht das Geringste gelegen ist und die es nach Kräften befeinden.

Obwohl sich das von den Zeithistorikern sekundierte System der Bundesrepublik flugs auf die Ideologie der Sieger und die Metaphorik des von ihnen umschwärmten westlichen Modells eingeschworen hatte, ist man mittlerweile *nolens volens* genötigt festzustellen, daß die wütende Negativierung der Nationalgeschichte einer mit dem neuen deutschen Gutmenschen zu beglückenden Menschheit keineswegs den Weltfrieden beschert hat. Nur sich selbst hat man durch die Hypertrophierung weltfremder Moralien aus der Geschichte eskamotiert und läßt sich zu Knechtsdiensten an den fernen Hindukusch und sonstwohin delegieren. Somit gilt: Mit den Menschenrechten und der deutschen Schuld als den Ikonen republikanischer Staatsraison ausgestattet, bleibt der Nation für den Rest ihrer Zeitlichkeit nur mehr die Büßerrolle inmitten der im übrigen recht unverhohlen gehandhabten machiavellistischen Aktivitäten anderer. Denn längst sind die Deutschen dazu abgerichtet, daß ihr Wollen lediglich eines aus zweiter Hand zu sein habe, sei es an eines Weltregimes langer Leine oder gemäß dem Diktat eines anonymen Brüsseler Molochs oder sonstiger Dritter immer »entsetzter« Aufpasser und Mahner. Denn gemäß der Sprachregelung deutscher Regime und dementsprechender Weisungen an ihre Zeithistoriker sollen wir nämlich »unsere Niederlage als das heilsamste Ereignis für uns selbst und die Sieger als unsere größten Wohltäter segnen«! So jedenfalls höhnte Johann Gottlieb Fichte Napoleons beflissene charakterlose deutsche Parteigänger in seinen berühmten *Reden an die deutsche Nation*. Man erinnert sich in diesem Zusammenhang der Befreiungsschalmeien, welche vor Jahren (1985) ein Bundespräsident seinen darob staunenden Landsleuten andiente.

Wohl konnte, um die Katastrophe von 1945 zu überleben, es zweckmäßig gewesen sein, zeitweilig unter die Wasseroberfläche der Geschichte zu tauchen. Zeitweilig! Wenn aber »die Süßigkeit des Dienens«, wie Fichte auch sagt, zu langjähriger Gewohnheit wird, und wenn fremder Völker Anspruch auf deutschen Boden und die Hunderter von »Minderheiten« auf deutschem Boden für höherwertig gehalten sind als die Lebens- und Überlebensinteressen des eigenen Volkes, dann werden Seinsverlust und Charakterlosigkeit unumkehrbar. Und das geriete dann unter maßgeblicher Beihilfe durch die Zeithistorie zum eigentlichen *Finis Germaniae*.

Und so läßt sich aus allem hier Gesagten ableiten: Mit der Aufhebung der Legende des »deutschen Sonderwegs« als eines so »einzigartig« verwerflichen unter den Völkern schlüge die Stunde eines deutschen Imperativs zur Wiederherstellung der Freiheit der Nation!

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-57-2
Roland Kaltenegger
TOTENKOPF & EDELWEIß
General Artur Phleps und die südosteuropäischen Gebirgsverbände der Waffen-SS im Partisanenkrieg auf dem Balkan 1942–1945
376 Seiten, mit zahlr. Abb., Hc.
€ 29,90

Artur Phleps gehörte zu den ungewöhnlichsten militärischen Führungspersönlichkeiten des Zweiten Weltkriegs. Zunächst k. u. k. Oberleutnant, später Kommandant der rumänischen Gebirgstruppen, wurde er im Zweiten Weltkrieg Kommandeur der 7. SS-Freiwilligen-Gebirgs-Division „Prinz Eugen“, die vor allem mit der Bekämpfung der Partisanen auf dem Balkan befaßt war. Mit vielen bisher unveröffentlichten Dokumenten!



ISBN
978-3-902475-35-0
Klaus Müller
1866: BISMARCKS DEUTSCHER BRUDERKRIEG
Königgrätz und die Schlachten auf deutschem Boden
278 Seiten, zahlreiche Farb- und S/W-Abbildungen, Hc.
€ 24,90

Im Krieg von 1866 stand die Mehrheit der deutschen Staaten an der Seite Österreichs, und doch entschied sich in der Schlacht von Königgrätz die preußische Vorherrschaft über Deutschland. In diesem Werk werden auch die weniger bekannten Kämpfe auf deutschem Boden, im thüringischen Langensalza, in Norddeutschland, Sachsen, Bayern und Baden, geschildert sowie die noch heute an diesen Krieg erinnernden Monumente dokumentiert.



ISBN
978-3-902475-64-0
Günther Weiße
GEHEIME NACHRICHTENDIENSTE UND FUNKAUFKLÄRUNG IM ZWEITEN WELTKRIEG
Deutsche und alliierte Agentenfunkdienste in Europa 1939–1945
512 Seiten, 12 Seiten Bildteil, Hc.
€ 29,90

Der Wettlauf zwischen Ver- und Entschlüsselungsmaschinen, wie der deutschen „Enigma“ und dem britischen Dechiffrierprogramm mit dem Decknamen „Ultra“, gehört zu den spannendsten und entscheidenden Kapiteln der Geheimdienstgeschichte des Zweiten Weltkriegs. Dieses Sachbuch behandelt detailliert nicht nur die großen Kriegsparteien Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Sowjetunion und die USA, sondern auch die Funkspionage bzw. -abwehr kleiner Länder wie Polen, Italien oder der Schweiz.



ISBN
978-3-902475-69-5
Jan Ganschow / Olaf Haselhorst / Maik Ohnezeit (Hrsg.)
DER DEUTSCH-FRANZÖSISCHE KRIEG 1870/71
Vorgeschichte • Verlauf • Folgen
472 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hc.
€ 29,90

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 führte direkt zur Gründung des preußisch-deutschen Kaiserreiches, das unter Bismarck europäische Großmacht wurde. Die politischen und militärischen Ereignisse dieser europäischen Wendejahre werden in dem Sammelband ebenso beleuchtet wie die damalige Waffentechnik. Auch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen der Kriegsparteien werden analysiert sowie der völkerrechtliche Aspekt dieses folgenreichen Krieges.

Deutsche Fluchten

von Ellen Kositza

Was genau ist es, das uns den Aufenthalt in Neubauten, in durchgestylten Stadtteilen, in frisch renovierten Orten so unbehaglich macht? Stopp: keine Eingemeindung in Befindlichkeiten. Mir geht es so. Anderen geht das Herz auf, wenn der Feldweg zur Garage frisch geteert, das olle Haus mit dem Kalkputz aus dem vorigen Jahrtausend neu »angelegt« wurde. Vielleicht ist das normal. Es ist ziemlich deutsch. Mein Volk, ich mag es ja.

Also, ich: Stört mich das Gleißen der Kacheln, der Glas- und Stahlwände, das Fehlen von eigentlichen Gerüchen, das Geschichtslose? Es ist, alles in allem die Fugenlosigkeit. Nun ist die Moderne weltweit durch die geometrische Form, durch Glätte und Hygiene gekennzeichnet. Die Deutschen aber sind Meister des fugenlosen Lebens. Nicht seit je, nein. Als Bach seine *Kunst der Fuge* (unter vielen anderen Fugen) komponierte, galt die Fuge (lat. fuga: Flucht) als eine Art Kanon. Die Fuge in der Musik: Das ist die ewige Wiederkehr des Gleichen, behutsam modifiziert, ein organisches Prinzip, kein geschlossener Kreis, vielmehr eine fortschreitende Spiralbewegung.

Fugen gab und gibt es ohnedies zuhauf im hochkulturell unbeleckten Alltagsleben. Sie trennen die Dielenbretter in der Küche voneinander, sie sitzen zwischen Lehmwand und Holzgefach, zwischen Kalkputz und Natursteinmauer. Selbst das klassische Ehebett kannte (und kennt) die Fuge: zwischen der (Roggenstroh-)Matratze des Mannes und der seiner Frau: Die Fuge ist eine nicht geglättete, also: nicht mit dem Umgebenden homogenisierte Stelle des Übergangs.

Über Fugen stolpert man nicht, so unscheinbar fügen sie sich ein. Was in solchen Refugien hängenbleibt, ist klein. Keime etwa. Ein mehrdeutiger Begriff. Lebenskeim, Krankheitskeim. Die *Persil*-Parole – *»Nicht nur sauber, sondern rein«* – aus dem Zeitalter der beginnenden Fugenlosigkeit kann nur ohne Fugen ihre Gültigkeit erweisen. Wer wollte bezweifeln, daß der TV-Persilmann ein gültiges Symbol der jungen BRD war? Und ich

gehe jede Wette ein: Das Sagrotan-Fläschchen, dieser nützliche Sterilisierungshelfer zum keimfreien Überleben außerhalb der eigenen vier Wände, findet sich nahezu ausschließlich in deutschen Handtaschen.

Sauberkeitswahn, Begradigungswünsche, Regelungswut, Paragraphenflut: Das ist die Begleitmusik zur Sehnsucht nach Hygiene. Dabei mag es gute und vernünftige Gründe geben fürs Streben nach fugenloser Keimfreiheit. Nur unverbesserliche Querköpfe stoßen sich an Friedhofszwang, Impffreude, an samstäglicher Autowaschung, regelmäßigem Rasenmähen und Rauchverbot am Bahnsteig.

Spiel nicht mit den Schmuddelkindern: Auch im angebrochenen Jahrtausend sind Grauzonen jedweder Art den Deutschen suspekt. Ordnung muß schon sein – etwas einordnen, sprich: katalogisieren können, und sei es gedanklich: Das ist weniger dem Volk der Dichter, wohl aber dem der Denker eine Notdurft. Unvorstellbar scheint es im Zeitalter der radikalen Mülltrennung zu sein, daß menschliche Fäkalien jahrhundertelang, nein, viel länger, jene Äcker düngten, auf denen hernach die Feldfrüchte wuchsen!

Auf der Fahrt durch Schlesien weist der Freund darauf hin: Schau, am Bordstein kannst du erkennen, wer den gebaut hat und ob das Dorf ein polnisches oder ein deutsches ist. Lotrecht und sauber verfugt ist die deutsche Gehsteigkante, krumm und dadurch oft gebrochen die polnische.

Kannst du das beweisen? Hier in diesem Dorf stimmt deine These doch nicht. Hier wurde Januar 1945 *tabula rasa* gemacht, hier lebt kein Deutscher mehr! Der Bordstein hier aber ist schnurgerade.

Der Freund fragt radebrechend die Frau im Vorgarten und erhält eine Antwort: Seit sie hier lebt, wurde der Bordstein nicht erneuert. – Seit wann leben Sie hier? – Seit 1946. – Siehst du, die Deutschen schaffen für Jahrzehnte, mindestens.

Wie viele Sommer habe ich an Nord- und Ostsee verbracht? Vielleicht knapp zwei Dutzend. Aber vor all die schönen Ferienerlebnisse an der Nordsee bei Cuxhaven, Eiderstedt, Norddeich schieben sich: Asphalt. Geteerte Wege, viel Stacheldraht und Elektrozaun (wegen der Kühe und Schafe). In Sankt Peter-Ording gar: mit dem Auto bis auf den Strand, fugenloser Übergang ins Badevergnügen.

Die Ost-Ostsee-Badeurlaube waren ganz anders: spartanisch und frei. Die Mauer lief ja nicht ins Meer, sie war unsichtbar hier. Hundsrosen, unbetonierte Dämme, Baden ohne Hose, nicht weils keck war, sondern normal.

Nach der Wende: ein paar aufeinanderfolgende Sommer in Ahrenshoop. Klar, das idyllischste Idyll, gewundene Wege aus Staub und Sand, geduckte Künstlerkaten, Vogelschwärme, kilometerlange Kartoffelrosenhecken, Kulturflaneure. Hier wuchs in aller Naivität der eigene Traum vom Umzug. Von West (starr, satt, selbstzufrieden, normiert) nach Ost (unbetoniertes Dornröschenschlafland, offen, möglich).

Im Häuschen nebenan logierte der Künstler Dieter Weidenbach, ein DDR-Dissident, der dennoch im Osten heimisch blieb. Warum? »Der Westen, das ist: Riemchenkultur. Schau Dich doch mal um, in Dörfern und Kleinstädten. Was den Krieg überdauert hat, ist meist von außen verfliest, fugenlos. So sind die, drüben. Hast du das nie gemerkt? Paßt die Fassade nicht mehr in die Zeit, wird eine andere aus dem Baumarkt vorgesetzt. Und die vergrößerten Fensterhöhlen! Wie aufgerissene Augen, geschminkt mit Spießergardinen, damit keiner zurück – oder gar reinglotzt! Das ist für mich: Westdeutschland.«

Ein Augenöffner! Fortan ging ich mit anderem Blick durch meinen und andere West-Orte. Wie hab ich das übersehen können! Diese Baumarktriemchen, mal nur am Sockel, am Fundament, mal über die ganze Fassade! Wenn man sacht draufklopft, klingt's hohl. Und drunter? Fachwerk, schäbig geworden. Lehm, Schieferplatten, mit Patina. Unhygienische Anmutung, vermutlich. Wenn man Alterungsprozesse aufhalten oder verbergen kann heute, warum sollte man nicht? Drum auch soviel Edelstahl und so wenig Messing. Blank, pflegleicht, alterslos. Herz, was willst du mehr!

Im Osten war's anders, man ahnte: aus mangelnden Möglichkeiten anders. Graubrauner Mörtelputz oder Lehm, die Fenster klein und im besten Falle mit Sprossen. Durch die silikonlosen Fugen zog frischer Wind. Wie unangenehm, im Winter! Und sommers knallt die Hitze rein. Jahreszeitengefühl, was für ein Anachronismus! Klar, daß das schnellstmöglich

abgestellt wurde, je nach Finanzlage der Eigentümer. Anno 1990/91 erlebte eine Firma, die vorgebaute Plastikrolläden vor die Fenster setzte, hier ihren Jahrhundertboom. Schöner hat ihr Schaffen die Dörfer nicht gemacht.

Was ist schon schön? Kitschig-nutzlose Sehnsucht nach Eisblumen. Träume von Fugen und Refugien, nach heißer und kalter Nahrung statt lauwarmer Brühe – überholt, sinnlose Romantik.

Als in Schnellroda dem ersten Haus (Bj. 1902, eine Wucht) zwecks »Dämmung« eine Leichtbauwand im Ziegelsteinlook vorgestellt wurde – man hätte heulen können. Also: ich. Die Hausbesitzer waren stolz, sie haben sich diese Verbesserung vom Mund abgespart. Und innen wurde die wurmstichige Bohlenstube mit Laminat »verkleidet«. Es gefällt jetzt allen besser.

Bei der Fahrt durchs fremdgewordene Land sahen wir anno 1990 neben dem Kaputten auch viel Unversehrtes, viel Erwartungsvolles. Heute sehen wir auf gleicher Route neben Perlen der Denkmalpflege vor allem den totrenovierten Alltagswohnraum. Und die Pflanzen: Vielleicht gibt es keine treffendere Mutation als die vom Mauerpfeffer zur Fetthenne – botanisch dasselbe, jedoch mittlerweile nicht mehr in der wild wuchernden, sondern in der hybriden, künstlichen Form. Und wie es den Häusern und Pflanzen erging, so widerfuhr es auch den Menschen: Man vergleiche die Wende-Reden und gepfefferten Äußerungen von Friedrich Schorlemmer, Christian Führer und Dutzenden anderen Bürgerrechtlern mit deren heutigen Stimmen. Ein Elend! So kann man sich fügen!

Was ist typisch deutsch? Fraglos Eigenschaften wie Fleiß, Treue, Gehorsam, Disziplin und Pflichtbewußtsein. Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnungssinn. Das ist Sich-Fügen und Sich-etwas-gefügig-Machen zugleich. Das Sichverkriechen, Verbummeln ist keine deutsche Tugend. Eine Zeitlang pflegte man die, die sich verdrücken wollten (es ging meist um den Wehrdienst) als »Ohne-Michels« zu schimpfen, als den sprichwörtlichen deutschen Michel, der ausschert.

Der Sozialist Oskar Lafontaine hatte diesbezüglich in den 1980ern eine langanhaltende Diskussion entfacht. In einer Antwort auf Helmut Schmidt meinte er damals »… Pflichtgefühl, Berechenbarkeit, Machbarkeit, Standhaftigkeit. Das sind Sekundärtugenden. Ganz präzis gesagt: Damit kann man auch ein KZ betreiben.« Lafontaine hatte recht. Nur ist es eben kein Nazi-Gen, das uns innewohnt.

Anders als die BRD, wo es das nur sporadisch gab, waren in der strikt antifaschistischen DDR die sogenannten Kopfnoten im Zeugnis üblich: Aufmerksamkeit, Ordnung, Fleiß und Betragen. Heute nennt man solches »altbacken«, eine Form des Kadavergehorsams. Unter der Hand haben sich diese Sozialnormen, diese Zufügungen, überlebt. Geändert haben sich die Begriffe, nicht ihr Tauschwert. Unsere Töchter erhielten in der Grundschule eine informelle Mitteilung über ihre Sozialverträglichkeit in fünfzehn (!) Kategorien. Die Nachricht kam nicht per Zensuren (weil's so hart und kalt wirke), sondern in Form von Mondgesichtern: mit offen lachendem Mund, mit lächelndem, mit strichförmigen Lippen oder mit hängenden Mundwinkeln. Bewertet wurden unter anderem: »teilt gern«, »hilft anderen«, »ist eine gute Teamarbeiterin«, »kann Kritik äußern«. Wichtig: Es gibt eine Norm, einen Maßstab des Verhaltens. Keiner reißt uns aus! Unerheblich dagegen: ob's förderlich ist, oder besser: für wen.

Normen gibt's seit jeher. Sie tragen zur Festigung von Gemeinschaften bei. Abweichendes Verhalten, das Verdrücken in die Fuge, wird selten toleriert, das war in vormodernen Zeiten nicht anders und gilt auch in zivilisationsfremden Völkern. Nur: Jede Tugend kann kippen. Die Tapferkeit zum Tollkühnen, das Fromme zum Bigotten, die Demut zum Selbsthaß, die Mäßigung zur Lauheit. Das Überbrücken von Fugen – wenn nicht eine Tugend, so doch eine hervorstechende Eigenschaft unseres Ingenieursvolkes – kann sehr konstruktiv, sehr verbindend sein. Die Neigung zum Ausräuchern bis in den letzten unausleuchtbaren Winkel hingegen ist ein Zustand der Hypertrophie, ist dem Leben ebenso Feind wie zuviel Schmutz.

Ein Symptom des fugenlosen Lebens – und ein Zeichen für die Sehnsucht der Deutschen danach – dürfte der bewußte Kindermangel sein. Im Kinderverzicht sind die deutschen Weltmeister.

Alle anderen Erklärungsversuche taugen auf weite Sicht nicht viel. Daß Kinder schlicht »zu teuer« seien und Elternschaft nicht ausreichend finanziell bezuschußt würde – das ist Quatsch, dann hätten Wohlhabende

deutlich mehr Kinder, dann gäbe es weniger Kinder in jenen Ländern, die nachwuchsbezogene Subventionen in geringerem Umfang haben als wir – und das sind weltweit die allermeisten. Daß der Vorwurf mangelnder Vereinbarkeit von Kindern und Beruf nichts austrägt, sieht man schon daran, daß im Krippenparadies Mitteldeutschland deutlich weniger Kinder geboren werden als in konservativen Gegenden, wo traditionellerweise noch Papa verdient und Mama den Haushalt macht.

Eine Zeitlang durfte man mutmaßen, daß der Kindermangel in jenen Ländern am drastischsten greift, die auf eine faschistische/nationalsozialistische Vergangenheit zurückblicken. Als wär's ein Innehalten, eine Scham vor diesem Biologismus der menschlichen Reproduktion. Für ein, zwei Jahrzehnte war Deutschland bezüglich einer »Gebärverweigerung« tatsächlich gleichauf mit Italien und Spanien. Nun hat sich seit ein paar Jahren – ohne eine Re-Katholisierung der südlichen Länder übrigens, im Gegenteil! – das Blatt gewendet, und die ehedem faschistischen Länder haben Deutschland (mit Österreich) die Rote Laterne überlassen. Kein Wunder! Leben mit Kindern ist der denkbar antimodernste Stil: Eine Fuge im Bach-



schen Sinne (also: die modifizierte Wiederholung des Immergleichen) sowie im lebenstechnischen Sinne. Wie schmutzig sind Kinder, wie unauslotbar, wie deutlich kreuzen und kerben sie den glatten Weg! Dieses Refugium mit Namen Kindheit, wie soll man das einfügen ins eigene Leben, wieviel Unsicherheit, Wagnis und Ausbremsung steckt in solchem Entwurf! Wer will schon ins Stottern kommen auf fugenlos geglätteter Straße?

Ach, dieses Fernweh immer wieder, nach Anderswo, nach Ausbruch aus Raster und Korsett, nach einem Leben und einer Geschäftigkeit ohne DIN bis in den Alltag. Während wir hier präzise feiern, herrscht andernorts die Freude am Spiel, am Tanz, am Brauch. Die dort haben sie, diese volkstümlichen Fugen bis in die Jugend hinein, wir haben sie nicht mehr! Was hat sich bei denen erhalten können, trotz Einheitskultur aus Fernseher und Internet! *Die* sind noch ein *Volk*!

Aber schau doch, sagt der Freund, sieh doch mal genau hin! *Deren* Makel, *deren* Irrtümer, *deren* Laster, *deren* Verbrechen, die zahlreichen Kehrseiten des gefälligen Anderen, siehst du die nicht? Verstehst du nicht? – Nein, die versteh ich nicht. Zum Glück! Es ist ja nicht meine Sprache. Nicht unsere Kategorien, nicht unsere Fügung. Welch ein Glück, die geltenden Normen nicht zu durchschauen und einfach dazwischen zu sein. Unbeteiligt, als Zuschauer ohne Zwang zur Seitenwahl.

Weißt du, sagt er, Liebe und Abscheu, das sollen uns doch keine Oberflächensymptome sein. Auch vor den eigenen Leuten nicht. Man kann doch nur lieben und hassen, was man wirklich kennt und begriffen hat. Liebe und Haß, und dazwischen sollte es doch ein Refugium geben, das man möblieren könnte.

»Zerbrich die hohen Krüge« – Tagebuch der Wendezeit

von Rolf Schilling

4. November
Im Radio Übertragung einer Großkundgebung aus Ostberlin mit erfrischenden Tönen, auch wenn alle Massenaufmärsche etwas Widerwärtiges behalten. Am Ende läuft das alles auf die Alternative: Kriegsrecht oder deutsche Einheit hinaus, und zwar sehr bald, auch wenn das nationale Thema noch Tabu ist.

7. November
Traum: Ich besuchte Madeleine in Halle. Sie lag vor mir auf dem Bett, ich hielt ihren nackten Fuß in den Händen, sie erzählte mir, sie habe einen Türken geheiratet. –
Im Radio »The last rose of summer«. –
Oda und Elisabeth nähen jeder ein Herz für mich.

8. November
Spaziergang mit Barbara. In der Alten Straße große Champignons. Wieder ein Falke überm Feld. Später ein Schwarm Rebhühner. –
Ich verwerfe nicht, und ich verführe nicht. Ich bin.

10. November
In diesem Jahr spüre ich den Wechsel der Jahreszeiten kaum und fürchte den Winter nicht. –
Die Westgrenze der DDR wurde geöffnet. Man hat den Eindruck, daß der Zweite Weltkrieg, fünfzig Jahre nach seinem Beginn, jetzt zu Ende geht. Und der Spuk des Kommunismus ebenfalls. Möge es so sein. –
Gang über den Leimbacher Berg. Westwind. Ein Bussard ruft. –
Ich habe niemals jemanden um Rat gefragt, weder was mein Werk noch was meine Geschicke betrifft.

11. November
Schwertzeit ist immer. Und Einhorn-Zeit?
Den Traum-Schatz wieder heben. Den Zugang zum Traum-Hort gewinnen. Allein und in fremden Räumen schlafen. –
Gedicht: »Zerbrich die hohen Krüge«. –
Telegramm von Lammla, der mich nach München ruft. –
Wanderung an der Bahn in strahlendem Sonnenschein. Die Sträucher voller Hagebutten in Hell- und Purpurrot. Vom Zorge-Ufer erhebt sich der Graureiher. –
Reise-Plan. Ich laufe nun doch hin und her wie der Tiger im Käfig. Die Spannung ist groß.

12. November
Traum: Madeleine besuchte mich in Bielen. Wir trachteten kaum danach, unser Liebes-Verhältnis vor Barbara zu verbergen, die auf dem Sofa lag und schlief. –
Im Radio: »Welche Farbe hat die Welt?« Oda: »Nein, welche Farbe hat das Geld.« Ein Redner beruft sich auf das »gesunde Empfinden der Menschen«. –
Am Leimbach, nichts ahnend, im schönsten Sonnenschein. Da huscht ein Wiesel vor mir übers Feld, bleibt in einigem Abstand sitzen, macht Männchen, sonnt sich. Ich betrachte es lange, gehe darauf zu, jage es über den Bach. Auch am anderen Ufer entfernt es sich nicht weit von mir, so daß ich ihm eine gute Weile zuschauen kann.

13. November
Früh das Visum abgeholt und Geld getauscht. In der Staatsbank Olaf Hilbig, der den Menschenstrom dirigiert.
Abfahrt von Bielen nachmittags um drei. In Leipzig komme ich gerade zurecht, um die montägliche Demonstration zu sehen. Das sollte man einmal miterlebt haben, wenn auch nicht mitgemacht. Gestalten, die aus dem November-Nebel auftauchen, darüber der Vollmond. Von dem Zug der Zehntausende geht ein Sog aus. Viele schließen sich an. Manche laufen auf dem Bürgersteig nebenher. Ich bin der einzige, der, am Rande stehend, den Marschierenden sein Gesicht zuwendet, der einzige, der gegen den

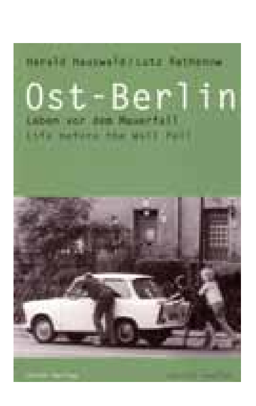


Blick nach drüben (1982)

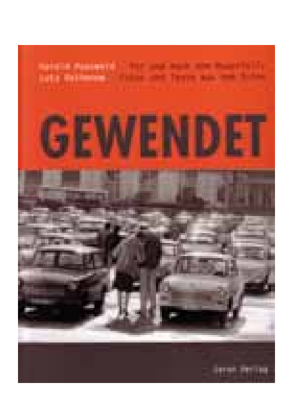


Mai-Demonstration auf dem Alex (1987)

In Bildern des Fotografen Harald Hauswald (Mitbegründer der Agentur OSTKREUZ) und Reflexionen des Schriftstellers Lutz Rathenow (des am massivsten bespitzelten Schriftstellers in der DDR) spiegelt sich in einzigartiger Weise die Spätphase der DDR. Einen wohl kongenialen Ausdruck fand diese Beziehung in dem erstmals 1987 in Westdeutschland erschienenen Text-Bild-Band *Ost-Berlin*. Dessen Fortschreibung in die Gegenwart gelang mit der Publikation *Gewendet*, in der jeweils Aufnahmen desselben Orts vor und nach der Wende gegenübergestellt sind. Dieses Buch erhielt 2006 den »Bürgerpreis der Deutschen Einheit«.



Harald Hauswald /Lutz Rathenow: ***Ost-Berlin. Leben vor dem Mauerfall.*** *Jaron-Verlag. Broschur. 4., verbesserte Auflage. Deutsch-Englisch. Berlin 2008. € 12,– ISBN 3-89773-522-9*



Harald Hauswald /Lutz Rathenow: ***Gewendet. Vor und nach dem Mauerfall: Fotos und Texte aus dem Osten.*** *Jaron-Verlag. Fester Einband. 121 Seiten. Berlin 2006. € 19,90 ISBN 3-89773-532-6*





1989



Lustgarten (1984)



Lustgarten (2005)



Fest an der Panke (1982)

Strom steht. Ich kann den Gedanken nicht abwehren, daß eine Kompanie von hundert Mann genügte, um die Straßen leerzufegen. Aber es fehlt ein Napoleon, der dazu entschlossen wäre, die Revolution auf seine Art zu beenden. Vielleicht kommt er noch.

Was denen, die sich hier in einer imaginären Gemeinschaft vereinigen, gänzlich abgeht, ist die Idee von Politik und Macht. Der Eindruck ist auch ein physiognomisch unangenehmer: Ich kann in der Menge keinen schönen Menschen entdecken. Es ist der Großstadt-Durchschnitt, dominiert vom geistigen Mittelstand, Schmerbäuche und Knollnasen. Lichtblicke sind die Kinder und Jugendlichen, deren Antlitze und Körper noch für eine Formung offen sind. Möge es nicht die des »Neuen Forums« sein.

Die Losungen, die sich in Sprechchören und auf Transparenten artikulieren, zielen vor allem auf die Brechung des Herrschafts-Monopols der SED. Das ist berechtigt, denn jener Anspruch, der nie legitim war, hat sich in vierzig Jahren völlig verwirkt. Daneben utopische Forderungen wie die nach der Abschaffung von Armee und Staats-Sicherheit. Im Augenblick existiert ein rechtsfreier Raum, in dem jeder das Seine zu äußern wagt. Vereinzelt auch nationale Parolen. Sie werden vermutlich in nächster Zeit zunehmen. Auch hat die schweigende Mehrheit ihr Wort noch nicht gesprochen.

Die Leipziger Mitropa stellt sich auf ihre Weise auf die neuen Verhältnisse ein: Vor drei Monaten brachte noch der Kellner den Kaffee. Jetzt brennen überall Kerzen, es ist Selbstbedienung, und ein Schnitzel kostet das Doppelte. Ich komme mit einem Manne ins Gespräch, der an der »Demo« teilnahm und nach dem dritten Korn den Anschluß Ostpreußens fordert.

14. November

Nach Mitternacht. Der Zug nach München fährt mit zweistündiger Verspätung ab. Er ist gut besetzt, nicht überfüllt. Auf den Stationen bis zur Grenze steigen Scharen von Reisenden zu, manche mit kleinen Kindern, welche schreien. Gegen vier Uhr früh an der Grenze. Eine so rasche Paß-Controlle habe ich bei meinen vielen Auslands-Reisen noch nicht erlebt. Der DDR-Zoll läßt sich gar nicht blicken. Der bayerische geht immerhin mit dem Ruf: »Hier ist der Zoll!« durch die Wagen. In Hof eine Szene wie von Karl Valentin: Ein Bayer macht einem Passagier, der im Gange steht, umständlich und mit vielen Wiederholungen deutlich, daß der Zug auf dem Nachbar-Gleis auch nach München fährt und daß man dort einen Sitzplatz haben kann. »Der fährt nach München, glaum'S mer des!« Als sich der so Traktierte endlich zum Umsteigen entschließt, fährt der andere Zug natürlich ab. »Sehn'S, da ham'S eine großartige Chance verpoßt.«

Gegen dreiviertel neun in München. Erster Gang, allein und das ist gut, vom Bahnhof zum Marienplatz. Später mit der U-Bahn vom Sendlinger Tor nach Holzapfelkreuth. Wanderung in der Umgebung der Lichtensteinstraße. Abends um sechs kommt der Briefträger und bringt mein Telegramm, das ich gestern früh von Nordhausen absandte. Wenig später Uwe Lammla und Bernd Wunderlich. Gute und heitere Gespräche bis nach Mitternacht. Zum Glück gibt es ein paar kluge Köpfe, die mit mir in der politischen Lage-Beurteilung übereinstimmen. Der *Spiegel* und andere Blätter liefern uns zusätzlichen Stoff zum Gelächter. Wir verfassen einen Spruch, dessen Anfangs-Verse lauten:

»Momper, Bohley, Deng und Krenz
Eint die gleiche Impotenz …«

15. November

München. Mittags ins Centrum. Mir fielen gestern die vielen Autos und die wenigen Fußgänger auf. Dies ist also eine der Städte der Welt, in denen der Reichtum der Continente gesammelt und feilgeboten wird. Welcher Contrast zu meinem einsamen Gang vor drei Tagen. Einem Wiesel begegnet man hier nicht, aber als wir ins Stadt-Gebiet einfuhren, sah ich zwei Falken fliegen.

Basis-Buchhandlung. Dies ist der Laden, in dem Lammla die Bücher verkauft, die er bei unseren Treffen in Prag in großer Stückzahl erwarb. Die Inhaber gehören zu den Fossilien der 68er Generation und sehen auch so aus. Totale Verunsicherung angesichts der neuen Lage in Deutschland. Während Lammla die Jungs beruhigt, sehe ich mich zwischen den Bücherregalen um. Ich erwerbe T. E. Lawrence, *Die Sieben Säulen der Weisheit*, in der Ausgabe von 1936. Anschließend Antiquariat Kitzinger in der Schellingstraße. Über den Odeonsplatz zur Feldherrenhalle. Der 9. November als ein Schicksals-Tag der Deutschen. Bestimmte Daten ziehen bestimmte Ereignisse magisch an.

Speisung in einem griechischen Restaurant. Spaziergang am Isar-Ufer. Lammla zeigt mir die Stelle, wo er im Sommer beinahe ertrunken wäre. Abends Telephongespräch mit Karl Corino. Lesung aus Heines Gedichten und aus »Atta Troll«.

Die Tagebucheintragungen sind mit freundlicher Genehmigung des Verfassers dem Buch *Lebens Mittag* entnommen (zu beziehen über *Sezession*).

Anmerkungen zum 7. November: Oda und Elisabeth sind Töchter Rolf Schillings. Er lebte mit seiner Familie bis vor kurzem in Bielen bei Nordhausen (Thüringen).

Zum 11. November: Uwe Lammla ist der Verleger der Edition Arnshaugk, in der nach der Wende Schillings Werke in zehn Bänden sowie drei Tagebuch-Bände erschienen.

Deutschland, 1. September 2009

von Götz Kubitschek

Brunnenfest im Nachbardorf. Ich war mit vier Kindern dort. Die Kleinen sangen ein paar Kindergartenlieder vor und machten Fingerspiele. Die Alten tranken derweil und dämpften keineswegs ihre Stimmen. Der Auftritt war ein gutgemeinter Reinfall, man kennt das nicht anders, und es wird sich nächstes Jahr wiederholen.

Auch ich zwitscherte einen, drei Bier unter praller Sonne, und es ist erstaunlich, wie das Spröde und das Egozentrische abfallen, wenn man so trinkt: Fünfe sind dann immer gerade und Einzug hält jene Seligkeit, die mit dem Präfix Bier- eines der Schlüsselworte zum Verständnis der deutschen Seele ist. Man bildet spontan einen Verein, klärt offene Fragen im Handumdrehen und schlürft die Verführung jenes Ur-Kommunismus, den es nur am Stammtisch gibt: Übers Jahr gerechnet, gleichen sich die Runden aus, es bezahlt einfach, wer gute Laune hat oder ein bißchen auftrumpfen möchte.

So war es neulich auch an dem See, der ab 17.00 Uhr nur noch 1 Euro Eintritt kostet und an dem es neben einer Rutsche und einem Wassertrampolin auch einen Kiosk gibt. Dieser Stützpunkt ist so angelegt, daß man während des Verzehrs die Kinder beobachten kann, die im Wasser spielen oder im schlammigen Sand Löcher graben. Man ist nie alleine am Ausschank, sondern kommt rasch ins Gespräch. Diesmal erhielt ich von einem Karl eine Flasche Ur-Krostitzer in die Hand gedrückt – mein Lieblingsbier, das den behelmten Gustav Adolf zeigt.

»Also dann!«, sagte Karl.

»Gleichfalls!«, sagte ich. Wir tranken. Karl betrachtete das Flaschenetikett und war zufrieden. »Mein Bier«, sagte er. »Ich mag den Adolf, und ich sag dir jetzt mal was: Ich glaube, der hat hier auch schon gebadet.«

»Meinst du?«

»Hundertprozentig. Er hat Querfurt belagert, und dann ist er wieder Richtung Merseburg abgezogen. Da muß er hier vorbei, das hat er sich nicht entgehen lassen.«

»Aber das hier«, sagte ich, »ist ein Baggersee.

Wir tranken still weiter. Ein Motor brüllte auf. Seit Wochen wurde am anderen Ufer gebaggert. Das ist verwunderlich, denn auf die andere Seite darf man noch nicht einmal schwimmen, der seltenen Vögel wegen. Und tatsächlich: Ein Fischreiher erhob sich, schwang sich auf eine Trauerweide und schaute dem Bagger zu. Nach einer Weile strich er ab und verschwand in Richtung Bundesstraße.

Karl schaute auf die Tischplatte, dann schaute er mich an und sagte:

Die fischer überliefern das im süden
Auf einer insel reich an zimt und öl
Und edlen steinen die im sande glitzern
Ein Vogel war der wenn am boden fußend
Mit seinem schnabel hoher stämme krone
Zerpflücken konnte – wenn er seine flügel
Gefärbt wie mit dem saft der Tyrer-schnecke
Zu schwerem niedrem flug erhoben: habe
Er einer dunklen wolke gleichgesehn.
Des tages sei er im Gehölz verschwunden
Des abends aber an den strand gekommen
Im külen windeshauch von salz und tang
Die süße stimme hebend daß delfine
Die freunde des gesanges näher schwammen
im meer voll goldner federn goldner funken.
So habe er seit urbginn gelebt
Gescheiterte nur hätten ihn erblickt.
Denn als zum erstenmal die weißen segel
Der menschen sich mit günstigem geleit
Dem eiland zugedreht sei er zum hügel
Die ganze teure stätte zu beschaun gestiegen
Verbreitet habe er die großen schwingen
Verscheidend in gedämpften
schmerzeslauten.

Am Kiosk ging die kleine Glocke. Karl beugte sich weit nach hinten und kriegte seine Pommes zu fassen. Er schob sich gleich welche in

den Mund und rückte die Schale in die Mitte des Tisches, damit ich auch zugreifen konnte.

»Ist von George«, sagte er. »Der Herr der Insel.«

»Das Lieblingsgedicht von Gustaf Adolf«, sagte ich. Wir tranken noch eins, und dann sammelten wir unsere Kinder ein.

Nach dem Abendbrot und den Gute-Nacht-Geschichten setzte ich mich in den Garten und las in der Zeitung einen neuerlichen Artikel über John Demjanjuk, den 90jährigen Ukrainer, der in München in einer Zelle sitzt. Nach der Lektüre blieb ich rauchend noch eine Weile sitzen, um nachzudenken. Es ist nun so, daß man in Deutschland auf Messers Schneide tanzt, wenn man laut über einen nachdenkt, der seinen Wachdienst in Konzentrationslagern abgeleistet hat. Aber man muß über solche Leute nachdenken, also auch in Deutschland über John Demjanjuk.

Er wurde von den deutschen Besatzern aus einem Gefangenenlager heraus rekrutiert und als Wärter in den Konzentrationslagern Sobibor und – wohl – Flossenbürg eingesetzt. Er wurde nach dem Krieg in Polen freigesprochen, emigrierte in die USA, wurde eingebürgert, wieder ausgebürgert, an Israel überstellt, dort zunächst mit einem Wärter namens »Iwan, der Schreckliche« verwechselt, zum Tode verurteilt und nach Archivfunden in Moskau wieder freigesprochen. Er kehrte in die USA zurück, wiederum eingebürgert, verlor aber 2002 seine Staatsangehörigkeit erneut und kämpfte seither gegen seine Auslieferung – nach Deutschland.

Die Staatsanwaltschaft in München hat Anklage wegen Beihilfe zum Mord in 29.000 Fällen erhoben: Das ist die ermittelte Zahl derer, die in Sobibor ihr Leben ließen, während Demjanjuk dort seinen Dienst versah – neben vielen anderen. Demjanjuk aber eignet sich nun einmal aufgrund der vormaligen Verwechslung mit »Iwan« dazu, der Schlußjagd gegen das absolute Böse ein Gesicht zu geben. Und so wird ihm nun in München der Prozeß gemacht. Der holländische Strafrechtslehrer Christiaan van Rüter nennt ihn »den kleinsten der kleinen Fische«, der Prozeß gegen diesen 89-jährigen Hilfswilligen (»Trawniki« nannte man sie) ist also ein Griff nach dem untersten Ende der Befehlskette.

Wem machen wir Deutschen den Prozeß, wenn wir Demjanjuk anklagen? Wir verhandeln über eine Möglichkeit in uns selbst. Das ist kein neuer Gedanke, aber es ist einer, der in Vergessenheit gerät, wenn Gut und Böse so klar geschieden scheinen wie in solchen Fällen – oder aber, wenn wir uns mit einem Hechtsprung auf die Seite der Guten retten können. Und doch müssen wir uns fragen, ob wir als halbverhungerter Ukrainer den Strohhalm des Entkommens aus dem deutschen Kriegsgefangenenlager nicht auch ergriffen hätten – für den Preis des Dienstes in der deutschen Armee, die immerhin zunächst als der Befreier vom Bolschewismus wahrgenommen wurde. Wir müssen uns auch fragen, ob wir es für uns ausschließen können, daß auch wir die Türe eines Viehwaggons geöffnet oder die zu einem Kellerraum wieder verriegelt hätten, wenn es uns befohlen worden wäre. Und wer hätte das Gewehr sinken lassen und sich selbst an die Grube gestellt?

Wir müssen Demjanjuk (diesen kleinsten der kleinen Fische) auch vergleichen mit den im Irak folternden US-amerikanischen Offizieren, von denen Obama sagt, daß er sie nicht preisgeben oder anklagen werde: Denn sie täten nur ihre Pflicht, führten nur Befehle aus. Ist die eingehende Beschäftigung mit den Fingern, Gelenken, Hoden eines einzelnen Gefangenen und die zuvor gründliche Ausbildung des Verhörers überhaupt vergleichbar mit den Hilfsdiensten eines ukrainischen Kerls, der durchkommen wollte? Hätte sich der amerikanische Offizier auf die Folterbank geschnallt gesehen, wenn er sich dem Befehl verweigert hätte?

Man kann nicht einfach sagen: Laßt die unteren zehn Meter der Befehlskette in Ruhe, sie hat das alles mit sich selber auszumachen – gestern wie heute. Ich glaube nicht, daß die aus den Zuchthäusern zur Einsatzgruppe »Dirlewanger« abkommandierten Kriminellen nach dem Kriege vor Entsetzen über ihr Treiben während der Ausräucherung des Warschauer Aufstandes im Spätsommer 1944 erstarrt sind. Es ist so leicht, sich auf Befehle zu berufen. Wo also wäre ein Maßstab? Ich habe das dumpfe Gefühl, daß es nur im praktischen Vollzug einen gibt – nur vor Ort. In der Theorie des Siegers (und im Nachhinein) geschieht und geschah das Schrecklichste mit der besten Begründung. Es ist ein Alptraum, daß Deutschland seinen Vorsprung als besiegte Nation nicht nutzt: Wehrlos wenigstens unverblümt zu sagen, was war und was ist.

Solchermaßen schwermütig-hilflos überraschte mich ein Besucher, der im Garten auftauchte, in der Hand eine Flasche Weißwein von einer Rebe, die ich bislang nicht kannte: *Hölder*, zu Ehren Hölderlins in den 50er-Jahren gezüchtet, und heute noch auf ganzen 7 Hektar in Deutschland angebaut. Ich holte Gläser, er zog die Flasche auf, schenkte ein und sagte, während wir leicht anstießen: »Heute auf den Frieden.« Im selben Moment stach mich der Hafer.

»Nein, heute gerade nicht«, erwiderte ich. »Heute auf den raschen Sieg, den Blitzkrieg!«

Mein Gast sah mich an.

»Ja«, sagte ich sehr aufmüpfig, »diese überwältigende Zusammensetzung aus Können und Arroganz, dieser schnelle Schnitt, was hast Du dagegen?« Und ich trank. »Haben wir erfunden.«

Mein Gast kippte seinen Hölder neben den Tisch und stand auf: »Auch Du wirst noch höflich irgendwann – und bescheiden.«

Ich warf ihm sein Glas nach und schrie: »Und es spart Blut, wenn man rasch gewinnt, daran hast Du noch nicht gedacht, oder?«

Ich hörte die Autotür schlagen und den Wagen vom Hof rollen. Ich trank alleine weiter.

Vor dem Bürgerkrieg

von Werner Olles

Kürzlich sprachen wir mit einer Bekannten, die seit zwanzig Jahren an einer Hauptschule in Dortmund unterrichtet. Die Schule liegt am Rande eines hauptsächlich von Türken, Arabern und Afrikanern bewohnten Stadtteils. Dementsprechend sind über achtzig Prozent der Schüler Muslime, der traurige Rest besteht aus Kindern, die aus deutschen Unterschichtfamilien stammen. Sie fallen in jeder Hinsicht kaum ins Gewicht. Die Bekannte, eine gestandene Pädagogin Ende vierzig, überraschte uns mit der Mitteilung, daß sie nun das Handtuch geschmissen habe. Sie sei am Ende ihrer Kräfte und könne das tägliche Chaos und den permanenten Terror nicht länger ertragen. Es vergehe kein Tag, an dem nicht die Polizei wegen Drogendelikten, Körperverletzung, Erpressung und ähnlichem in der Schule ermittelte. Die Probleme mit chronischen Schwänzern eskalierten, türkische und arabische Jung-Machos, deren Frauenfeindlichkeit jedes Maß überschreite, pöbelten die weiblichen Lehrkräfte an und hätten bereits Referendarinnen in die Flucht getrieben. Mit den Eltern zu reden sei fast immer sinnlose Zeitvergeudung, da diese ihre mißratenen Sprößlinge in aller Regel in Schutz nähmen oder kein Wort von der Problematik verstünden und zudem kaum Deutschkenntnisse vorhanden wären. Zu den Berufswünschen der Schüler, die unsere Bekannte unsentimental als »Grenzgänger der Evolution« bezeichnet, gehörten solch zukunftsträchtige Jobs wie Türsteher, Dealer oder Zuhälter.

Interventionen beim Kultus- oder dem sogenannten »Integrationsministerium« seien erfolglos geblieben. Hier werde nach der Devise verfahren, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Ihr Dogma von der »multikulturellen Bereicherung« möchte sich die für dieses Desaster verantwortliche politische Klasse von niemandem kaputtmachen lassen. Schon gar nicht von den Betroffenen. Die Bekannte erzählte, sie habe sich als Pädagogin im Justizstrafvollzug beworben. Ihr Freund arbeite dort seit längerem, die Verhältnisse im Knast seien im Vergleich zu ihrer ehemaligen Dienststelle von wohltuender Normalität. Zwar seien auch hier über achtzig Prozent der Strafgefangenen Türken, Araber und Afrikaner, doch befänden die sich unter Kontrolle und wären einigermaßen diszipliniert, da die meisten ihren Hauptschulabschluß nachholen oder eine Lehre anfangen wollten. Und im Ernstfall sei auf Knopfdruck der Sicherheitsdienst zur Stelle, der nicht lange fackelte.

Nach diesem so deprimierenden wie aufschlußreichen Gespräch schockierte uns die Lektüre des neuen Ulfkotte-Buches *Vorsicht Bürgerkrieg. Was lange gärt, wird endlich Wut* nicht mehr so sehr. Einerseits war uns die CIA-Studie, nach der im Jahre 2020 in »Eurabia« – die spöttische US-Bezeichnung für Europa – die Lichter ausgehen und der Zerfall staatlicher Autorität zusammen mit ethnischen Spannungen und sozialen Konflikten zu Revolutionen und Bürgerkriegen führen würden, ohnehin bekannt. Andererseits lebt man als langjähriger Bewohner Frankfurts ja mittendrin in einem der 165 von blutigen Unruhen bedrohten Bezirke mit ihren No-Go-Areas für Einheimische, die Ulfkotte von Kiel-Mettenhof und Rostock-Lichtenhagen bis Freilassing auflistet. Schwerpunkte sind laut der beigelegten Karte Hamburg, Bremen und Hannover, Teile Berlins und das gesamte Ruhr- und Rhein-Main-Gebiet, während es in Mitteldeutschland, Bayern und Baden-Württemberg (noch) nicht so verheerend ausschaut.

Der Autor, der für die *FAZ* jahrelang in den Krisengebieten im Nahen Osten recherchierte und über gute Kontakte zu westlichen Nachrichtendiensten verfügt, legte bereits 2003 mit seinem zwischenzeitlich zensierten Bestseller *Der Krieg in unseren Städten* den Finger in die schwärende Wunde. Die politische Klasse hat nicht nur seine Warnungen in den Wind geschlagen, sie hört selbst nicht mehr auf die Gewerkschaft der Polizei (GdP), die Ulfkottes Dar-



Vorsicht Bürgerkrieg. Was lange gärt, wird endlich Wut, Rottenburg: Kopp-Verlag 2009. 445 S., 24.95 €

Dieser Beitrag von Werner Olles ist ein leicht veränderter Nachdruck aus der Zeitschrift *Gegengift* vom 1. September 2009 (www.gegengift-verlag.de)

stellungen des multikriminellen Alltags in deutschen Metropolen voll und ganz bestätigt: Polizeibeamte, die am 1.Mai in Berlin von ihrer Führung und den politisch Verantwortlichen zum Steinigen durch Linksextremisten und Migranten-Jugendliche freigegeben wurden und sich in Hauseingänge flüchteten, um Attacken mit chemischen Waffen zu entgehen; Feuerwehrleute und Sanitäter, die in Ausländerghettos bewußt in Hinterhalte gelockt und dort mit einem Steinhagel eingedeckt werden. Purer Zufall, daß es bei diesen Gewaltverbrechen noch nicht zu Todesopfern gekommen ist.

Zwar wartet die Bundesregierung seit Jahren auf den »großen Knall«, unternimmt aber nichts. Man kann diese verantwortungslose Haltung als »Unbelehrbarkeit« bezeichnen. Wahrscheinlicher ist, daß unserer politischen Führung die Zukunft Deutschlands herzlich gleichgültig ist. In Großbritannien, Frankreich, Schweden, Dänemark, den Niederlanden und Griechenland haben Überfremdung und zunehmende Kriminalität bereits zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen geführt. Berichteten unsere »Qualitätsmedien« gerade noch über die jährlich 50.000 brennenden Autos und die Aufstände in französischen Vorstädten, erfahren wir über die explosiven Zustände im übrigen Europa so gut wie nichts. Kein Sender berichtete darüber, daß in Athen bei Straßenkämpfen konservative und islamkritische Buchhandlungen zerstört wurden und im Zuge dieses Vandalismus über zehntausend Bücher verbrannt wurden.

Verschwiegen wurde auch, daß in Stockholm und Kopenhagen verzweifelte Bürger den Rocker-Club »Hells Angels« zu Hilfe riefen, weil die Polizei sich offenbar nicht in der Lage sah, sie vor dem Terror »multikultureller Bereicherer« zu schützen. Inzwischen ist es zu einer unheiligen Allianz zwischen Linksextremisten, islamischen Jugendbanden und der Organisierten Kriminalität gekommen. Wobei unsere Justiz bei linken Extremisten und »Menschen mit Migrationshintergrund« gerne beide Augen zudrückt. Die Fälle, die Ulfkotte hier anführt, sind ebenso gut dokumentiert wie bedrückend. Beschämend ist auch der vorauseilende Gehorsam, den »kritische Journalisten« üben, wenn es darum geht, ihnen unangenehme Tatsachen zu verdrehen. Da wird in der Presse aus dem Messerstecher »Mohammed B.« kurzerhand ein »Hans K.«. Bekannt für solche Machenschaften sind laut Ulfkotte u.a. das *Westfalen-Blatt* und der Berliner *Tagesspiegel*.

Energisch räumt der Autor auch mit der Legende der angeblich nur die Tradition pflegenden islamischen »Kulturvereine« auf. Bei nicht wenigen dieser »Vereine« reiche die kriminelle Palette von Terrorismusunterstützung über Drogen- und Frauenhandel bis zu Zwangsprostitution. Natürlich ist Polizei und Justiz das alles bestens bekannt. Man verschweigt den Deutschen bis heute, daß die Masse der hier ansässigen Türken im Grunde illegal eingewandert ist. Denn es hat – anders als bei Italienern, Spaniern oder Griechen – nie ein offizielles Anwerbeabkommen mit der Türkei gegeben. Lediglich durch Druck der USA auf das damals noch nicht souveräne Deutschland erklärte sich die Bundesrepublik bereit, während der türkischen Militärdiktatur kleinere Kontingente Gastarbeiter auf Zeit zu übernehmen. Solange die Türkei noch kein EU-Mitglied ist, wäre es also möglich, all jene ohne deutsche Staatsbürgerschaft wieder nach Hause zu schicken.

Wir werden mit großer Sicherheit den von Ulfkotte beschriebenen düsteren Szenarien nicht entgehen. Jedoch ist ebenso denkbar, daß es nicht zu gewalttätigen, bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen kommt: Man kann als Volk und als Nation auch einfach verschwinden, also Platz machen für diejenigen, die diesen Platz auszufüllen bereit sind. Denkbar ist aber auch, daß die Deutschen ihre liebgewonnene Schweinchen-Schlau-Mentalität aufgeben und von raffgierigen, sanftmütigen Einzelexemplaren wieder zu einer Gemeinschaft werden, die als Nation und Volk überleben will. Geschätzten vier Millionen Moslems wird so oder so eine Grundsatzentscheidung abverlangt: Wer steht für die Ordnung des Gastlandes ein und wer will eine andere Gesellschaft?

Kampf um die Varusschlacht

von Olaf Haselhorst

Es vergeht kaum ein Tag in diesem Jahr, an dem die Medien nicht irgendetwas zum großen Komplex »Römer in Germanien« zu berichten hätten. Insbesondere Meldungen über archäologische Funde (zuletzt aus Waldgirmes) aus der Zeit des Versuches der Römer, die *Germania magna* zu erobern, begleiten das 2000jährige Jubiläum des Unterganges dreier römischer Legionen im *saltus Teutoburgiensis*, wie Tacitus den Schlachtort nannte. Was früher logischerweise »Schlacht im Teutoburger Wald« hieß, nennt der Zeitgeist heute »Varusschlacht« nach dem römischen Feldherrn, der in diesem Morast steckengeblieben sei, wie Heinrich Heine ironisch meinte. »Hermannsschlacht« dagegen ist als Bezeichnung »out«, obwohl es Martin Luther war, der den Namen des germanischen Anführers Arminius in Hermann eindeutschte. Heine schrieb weiter:

»Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht, die Römer wurden vertrieben. Varus mit seinen Legionen erlag, und wir sind Deutsche geblieben.«

Dieses wichtige Ergebnis der Germanenkriege Roms thematisiert Christian Pantle (*Die Varusschlacht. Der germanische Freiheitskrieg*, Berlin: Propyläen 2009, 320 S., 16,90 €) gleich zu Beginn seines Buches: Deutschland gehöre heute nicht zum romanischen Kulturkreis. Der Sieg des Arminius sicherte das Überleben der germanischen Sprachen, aus denen sich später das Deutsche sowie das Englische entwickelt hätten. Wenn es um die Frage Freiheit oder Zivilisation geht, steht Pantle – im Gegensatz zu Altbundeskanzler Schröder, der den Sieg des Arminius einmal bedauerte – auf Seiten der Freiheit. Leider stört eine inadäquate, flapsige Sprache die Lektüre. Der Autor unternimmt unzulässige Gleichsetzungen mit Ereignissen der jüngsten deutschen Vergangenheit, wenn er die Geschichte römisch-germanischer Begegnungen seit Julius Caesar beschreibt: »Genozid«, »Völkermord«, »vieltausendfacher Massenmord« der Römer unter Caesar; in Gallien einfallende Germanen werden zu »Immigranten«, gegen die Caesar einen als »Präventivkrieg« kaschierten »Vernichtungsfeldzug nach Osten« führte. Die Römer werden zu den Nazis der Antike, aus Caesar wird ein römischer Hitler, aus Legionen »Einsatzgruppen«, die mittels »römischen Terrors«»verbrannte Erde« hinterlassen, die Germanen mutieren zu barbarischen »Untermenschen«.

Der Autor zieht hanebüchene Vergleiche bezüglich »Ausländerdiskriminierungen« und »Rassismus« im Römischen Reich. Er konstruiert eine Entwicklung zur Gewalttätigkeit des »eingebürgerten Römers« Arminius als Reaktion auf »Diskriminierungen« gegen »den wilden und primitiven Barbaren« aus der Mitte der »Römischen Gesellschaft: Germanen als Menschen zweiter Klasse, die sich von der römischen Zivilisation abwandten, als sie die Ablehnung spürten.

So hat jede Zeit die Interpretationen, die sie verdient. Diese sagt mehr über den Autor und die Gegenwart aus, als über Arminius und die Römer 9 n. Chr. Inwiefern hier Prozesse stattfanden, die die Zeitgenossen überhaupt als kränkend empfunden haben, wird gar nicht thematisiert. In den antiken Gesellschaften war es üblich, Menschen unterschiedlich zu behandeln. Zu verweisen ist auf die Sklaverei, die es bei Römern und Germanen gab. Menschenrechte und -würde waren nicht verbrieft. Den spätantiken Menschen ein Denken in Menschenrechten (und ihrer Zubilligung bzw. ihrer Verletzung) zu unterstellen, zeugt von mangelnden Kenntnissen, schlechtem Einfühlungsvermögen und zeitgemäßer Naivität.

Pantle überträgt die schon für die Gegenwart problematische Kategorisierung eins zu eins auf das Verhältnis Römer – Barbaren (Germanen) im Altertum. Vielleicht ist es diese »Schreibe«, die dem Buch des *Focus*-Journalisten bereits mehrere Auflagen bescherte – den historischen Persönlichkeiten wird er jedoch nicht gerecht. Pantle beschreibt keine historische Begebenheiten, sondern betreibt Geschichtspolitik! Positiv muß der vorzügliche Bildteil und die gelungenen farbigen Karten angemerkt werden.

Auch Tihomir Bunovic (*Arminius – der erste deutsche Patriot*, August v. Goethe Literaturverlag, Frankfurt a. Main 2008, 8.90 €) gibt



Eisenmaske eines römischen Offiziers. Bodenfund in Kalkriese

eine Darstellung der Ereignisse um die Schlacht im Teutoburger Wald, jedoch auf bescheidenem wissenschaftlichen Niveau. Das Heimatland des Arminius erstreckte sich nicht von der Weser bis zur Weichsel, wie der Autor schreibt, sondern ist eher im Bereich Weser bis Elbe zu lokalisieren. Als Grund für den germanischen Aufstand gibt Bunovic die Störung eines zentralen Kultfestes der Germanen durch Varus an, wofür es keinen Beleg gibt. Die Schlachtbeschreibung ist oberflächlich und teilweise falsch. Die römischen Legionäre flüchteten nicht nach dem ersten Überraschungsangriff »in Panik ins Moor«. Der Kampf zog sich über drei Tage hin, und die Römer wurden fast vollständig aufgerieben. Überlebende wurden massakriert, hochrangige Gefangene den Göttern geopfert. Erkenntnisse der Archäologie bestätigen die antiken Quellen eindeutig. Auch war Arminius kein »deutscher Patriot«, wie Bunovic meint. Diese Zuschreibung ist unhistorisch, da die Bezeichnung »deutsch« nicht existierte und Arminius seine eigene Identität eher aus der Stammeszugehörigkeit bezog und aus dem Willen, sich niemandem unterordnen zu wollen. Vervollständigt wird der wenig wissenschaftliche Eindruck des Buches durch Bilder und Zeichnungen, die angeblich Arminius oder den römischen Feldherren Germanicus darstellen sollen.

Streng wissenschaftlich ist das Buch von Boris Dreyer (*Arminius und der Untergang des Varus*, Stuttgart: Klett-Cotta 2009, 317 S., 24,90 €). Der Autor rekapituliert die lange, konfliktreiche römisch-germanische Geschichte vom *furor teutonicus* der Kimbern und Teutonen bis zu den Germanenkriegen unter Augustus und Tiberius. Als Julius Caesar auszog, Gallien zu erobern, kreierte er für die römische Öffentlichkeit ein Bild, das den Germanen als riesenhaften, blonden, schmutzigen und urwüchsigen Barbaren kennzeichnete. Damit beabsichtigte er, den Rhein als Ziel und Grenze seiner Eroberungstätigkeit nördlich der Alpen zu rechtfertigen. Dabei unterschieden sich Germanen und keltische Gallier äußerlich nicht voneinander, auch diente der Rhein kaum mehr als Siedlungsgrenze. Ausschlaggebend war, daß Caesar durch politische Propaganda vom römischen Senat eine Entscheidung in seinem Sinne erzwingen wollte.

Unter Augustus kam es zu einer Neuerung in Bezug auf die Germanenpolitik. Dreyer hält die Schilderungen des römischen Historikers Velleius Paterculus für glaubwürdig, daß der Princeps die Elbe als Eroberungsziel bestimmt habe. Mit mehreren Feldzügen sollte ab 16 v. Chr. dieses Ziel erreicht werden. Im Jahre 8 v. Chr. hätten sich alle Germanenstämme zwischen Rhein und Elbe unterworfen. Die vorerst relativ milde römische Herrschaft endete mit der Übernahme der Statthalterschaft durch Varus im Jahre 7 n. Chr. Der führte das rigide Steuer- und Rechtssystem Roms ein, wogegen sich schnell breiter Widerstand formierte und woraus sich ein Volksaufstand der nordwestgermanischen Stämme entwickelte.

Für Dreyer ist die Lokalisierung des Schlachtortes anhand antiker Quellen (*Tacitus, Cassius Dio*) und archäologischer Funde geklärt. Grabungen im hessischen Waldgirmes scheinen die Angaben der antiken Historiker zu bestätigen, nach denen es bereits römische Städtegründungen in Germanien gegeben habe. Das würde die Provinzwerdung dieses Gebietes bestätigen.

Die Gründe der Niederlage des Varus liegen in einer Kombination aus drei Faktoren: 1. der Verrat des Arminius, 2. das Locken der römischen Besatzungstruppen in einen Hinterhalt und 3. die Defensivstrategie der Germanen, eine offene Feldschlacht gegen die Römer zu vermeiden. Daß sich aus dieser Niederlage für die Römer keine Katastrophe entwickelte, liegt am mangelnden Willen der Germanen, mehr zu tun, als ihre eigene Heimat zu befreien und an den schnellen Grenzsicherungsmaßnahmen der Römer. An der Rheingrenze wurden acht neue Legionen disloziert, und im Jahre 12 n. Chr. begann der Versuch der Römer, Germanien zurückzuerobern. Jedoch überschatteten Unglücke die römischen Operationen. Außerdem gelang es nicht, die Germanen in offener Schlacht vollständig zu besiegen. So ließ Kaiser Tiberius die Kriege einstellen, die Rom viel gekostet und nichts eingebracht hatten.

Semitismen

von Erik Lehnert

Anti- und Philosemitismus sind Kategorien, die für den durchschnittlichen Zeitgenossen keine Bedeutung haben. Um einen »Ismus« auszubilden, bedarf es mehr als einer konkreten Ab- oder Zuneigung. Deshalb eignen sich diese Zuschreibungen vor allem für intellektuelle Diskurse, in denen jemand eine Theorie vertritt und damit über die dezidierte Meinungsäußerung hinausgeht. Die Jahre zwischen 1933 und 1945 und die Zeit seit 1949 (Gründung der BRD) bis zur Gegenwart sind die Ausnahme von der Regel, weil sie von jedem Bürger eine Entscheidung zwischen Anti- und Philosemitismus gefordert haben und fordern. Abgesehen von anderen, sehr unterschiedlichen Folgen fördert eine solche Entscheidung das Denken in Schablonen. Diese Klippe versucht der von Irene A. Diekmann und Elke-Vera Kotowski herausgegebene Tagungsband *Geliebter Feind – gehaßter Freund. Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart* (Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2009. 752 S., Abb., geb, 36.90 €) zu umschiffen. Der Band ist gleichzeitig die Festschrift zum 65. Geburtstag von Julius H. Schoeps, dessen Vater, Hans-Joachim Schoeps, mit dem Buch *Philosemitismus im Barock* (1952) den Begriff wissenschaftlich fruchtbar gemacht hat.

Von den 31 Beiträgen beschäftigen sich die meisten mit dem Philosemitismus. Der Antisemitismus kommt nur selten ausdrücklich als Pendant zum Philosemitismus vor. Untergründig ist er aber immer mit dabei, da nicht wenige Autoren davon ausgehen, daß der Philosemitismus so etwas wie eine Maske ist, hinter der sich der Judenhaß verborgen hat. Hinzu kommt: »Wer in der Gegenwart an die Geschichte der jüdisch-christlichen Beziehungen anders als ausschließlich mit dem hermeneutischen Parameter des Antijudaismus beziehungsweise Antisemitismus herangeht, steht schnell unter dem Verdacht, die Schuld der Christen gegenüber dem Judentum verharmlosen zu wollen« (Wolfram Kinzig). Daß dies gleich am Anfang ausgesprochen und zurückgewiesen wird, läßt hoffen.

Der bekannte Historiker Moshe Zuckermann widmet sich den Verhältnissen in Israel und der mangelnden Kritik daran als Folge des deutschen Philosemitismus, der die »extrinsischen Selbstvergewisserungsbedürfnisse« der Israelis besonders effektiv bediene. Zuckermann sieht darin eine neue »deutsch-jüdische Ideologie«, die die Aufklärung bedroht. Dieser Beitrag ist leider der einzige, der zu den gegenwärtigen Auseinandersetzungen polemisch Stellung bezieht.

Die restlichen Beiträge haben vor allem darstellenden Charakter. Ein Schwerpunkt ist dabei der Nachweis von Philosemitismus in der Vergangenheit, von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Allerdings werden dabei die einleitenden Bemühungen um begriffliche Klarheit einige Male unterlaufen. Ereignisse, die man bislang unter dem Begriff der Judenemanzipation zusammenfaßte, werden als Philosemitismus bezeichnet, ohne daß klar würde, warum (und immerhin ist diese Gleichsetzung ein Erbe des Nationalsozialismus). Ursprünglich meinte der Begriff eine Überbetonung, eine »blinde« Verehrung des Jüdischen auf Kosten der eigenen Identität. In diesem Sinne hat ihn jedenfalls sein Schöpfer, Treitschke, gemeint.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Auseinandersetzung mit der Zeit nach 1945, insbesondere in Deutschland. Neben Untersuchungen zum Philosemitismus der Gruppe 47, der 68er Studentenrevolte und der Klezmermusik (etwa mit der Frage, ob diese nur von Juden gespielt werden dürfe) werden auch die Haltungen an den Rändern des politischen Spektrums untersucht: »Proisraelismus und Philosemitismus in rechtspopulistischen und rechtsextremen europäischen Parteien« sowie »Der Philosemitismus an die antideutsche Linke«. Bemerkenswert ist ein Beitrag des 2007 verstorbenen Historikers Gary Lease über Hans-Joachim Schoeps, in dem er dessen Bekenntnis zur deutschen Nation unter dem Aspekt der »jüdischen Häresie« nachgeht. Der Skandal lag darin, daß Schoeps im Judesein einen Glaubensakt sah und daß er dieses Bekenntnis auch nach 1933 aufrecht erhielt. Diese Absage an Anti- wie auch Philosemitismus ist auch in der gegenwärtigen Lage noch beispielhaft, weil sie den einseitigen Ideologien ihre Grenzen aufzeigt.

Nase im Wind. 80 Jahre Enzensberger

von Adolph Przybyszewski

Er habe die Nase immer im Wind, sagte Jürgen Habermas einmal etwas despektierlich von Hans Magnus Enzensberger, der am 11. November auf 80 Jahre seines Lebens und über 50 Jahre Textproduktion zurückblicken darf. Ideologischen Zickzack warf man diesem von der Linken kommenden Schriftsteller bisweilen vor, geistige Rassehygieniker verorteten ihn später gar in fatalen Nachbarschaften: »Die neue Dreieinigkeit Enzensberger/Strauß und Walser« definiere in einer anhaltend »bleiernen Zeit«, »was als deutsche Dichtkunst und Nation gilt«, liest man noch im Jahr 2000 in einer Traktatsammlung des Duisburger Instituts für Sozialforschung.

Enzensberger selbst will sich freilich nicht derart diskursiv ausmerzen lassen, er ist als Autor ja auf Öffentlichkeit angewiesen. Das passiere nicht noch einmal, beeilte sich der Autor daher 1999 gegenüber der *Jungle World* zu versichern, als ihn dieses Organ ermahnte wegen des Abdrucks eines seiner Essays in der nationalrevolutionär getönten Zeitschrift *wir selbst.* »seht in den spiegel: feig, / scheuend die mühsal der wahrheit, / dem lernen abgeneigt, das denken / überantwortend den wölfen, / der nasenring euer teuerster schmuck«, hatte er einst zur *verteidigung der wölfe gegen die lämmer* letzteren ins Stammbuch geschrieben, in seinem lyrischen Debüt von 1957 als »rabiater Randalierer«, wie ihn, nicht ohne Respekt, der Autor, Kritiker und kriegsgediente SS-Mann Hans Egon Holthusen seinerzeit nannte.

Enzensberger, Sohn gutsituierter Bürgerlicher aus Süddeutschland, blieb als kluges Lamm immer bei der Herde, aber das sehr reflektiert. Unter den nationalen Sozialisten wurde er nur zur Hitlerjugend und dann gegen Kriegsende als 15jähriger noch zum Volkssturm gezogen, hat aus dieser Zeit also kraft später Geburt keine »Leichen im Keller«. Mit einer Dissertation über den katholischen Romantiker Clemens Brentano wies er sich 1955 als akademischer Intellektueller aus, den es sogleich auch als Autor zur ›Gruppe 47‹ zog, zur »Degussa der schönen Literatur«, wie sie Peter Rühmkorf 1972 im Rückblick nannte. Enzensberger bediente fortan ein breites publizistisches Spektrum sehr fleißig mit Texten, vom Radioessay und Hörspiel über den Fernsehfilm, vom formal variablen Gedicht über das essayistische und erzählerische Genre bis hin zu szenischen Arbeiten einschließlich einiger Opernlibretti.

Der versierte Literat zählte als zeitweiliger Rundfunkredakteur und Hochschuldozent, als Suhrkamp-Lektor, Herausgeber und schreibfreudiger Feuilletonist, als Übersetzer und Editeur der *Anderen Bibliothek* zweifellos zu den einflußreichen Autoren in Westdeutschland. Das von ihm begründete und lang verantwortete *Kursbuch* avancierte zu einem Theorieorgan für die sogenannte Neue Linke, wobei Enzensberger selbst nie ein harter Marxist war, mit einschlägigen Theoremen aber virtuos hantierte. Sein Reden vom absehbaren »Ende der zweiten deutschen Demokratie« 1967, angesicht dessen die Revolution auf der Tagesordnung stehe, entpuppte sich schnell als Metapherngewitter, als »große therapeutische Situation«, wie Karl-Heinz Bohrer damals wohlwollend urteilte.

Der therapeutische Erfolg resultierte bei Enzensberger in einem konservativen Skeptizismus, der seine Autorschaft von Beginn an grundiert hatte und nun dominierte. Auch wenn dem Medienkritiker im reifen Alter die *Spiegel*-Sottise unterlief, Saddam Hussein als »Hitlers Wiedergänger« zu verkaufen, um den ersten Golfkrieg zu rechtfertigen, sind doch fast alle seine Essays und Gedichte Versuche im besten Sinn: Sie präsentieren selten Resultate, sondern regen das Selbstdenken an. Beispiele hierfür sind Enzensbergers frühe Überlegungen zur »Bewußtseins-Industrie«, die sich heute mit dem Franzosen Bernard Stiegler fortführen lassen, oder jener auch von rechts adaptierte Begriff vom »molekularen Bürgerkrieg«. Seine Texte weisen ihn als wachen Beobachter aus, der freilich bestimmte Folgerungen stets geschmeidig vermeidet. Enzensberger lesen lohnt sich aber immer, und er ist im übrigen auch Autor geglückter Kinderbücher.

Karikaturen, Satyrspiele

von Martin Lichtmesz

Mehr als dreißig Jahre nach seiner Niederschrift vermag das Schlußkapitel von Joachim Fernaus *Halleluja. Die Geschichte der USA* immer noch zu erschüttern: ein Aufschrei des Entsetzens angesichts der giftigen Emanationen des »American Way of Life«, vor denen in Fernaus Augen kein Lebensbereich mehr sicher war. Man spürt beinah physisch, wie der Autor vergebens darum ringt, sich den Alpdruck von der Brust zu schütteln. »Wir haben alles vertan, was uns ein guter Gott, oder wie immer sein Name sein mag, gegeben hat. (…) Unser Leben ist eine einzige große Angst und Besorgnis geworden wie ein immer noch einmal prolongierter Wechsel.« Jahrzehnte später werden nur wenige diese Verzweiflung überhaupt noch verstehen. Frei nach Gómez Dávila: »Der Mensch gewöhnt sich mit entsetzlicher Leichtigkeit an die absolute Häßlichkeit und das reine Böse. Eine Hölle ohne Qualen verwandelt sich leicht in einen etwas heißen Urlaubsort.«

Auch im Sommer 2009 lag Deutschland in einem Dämmerzustand aus Langeweile und unterschwelliger Angst, gewürzt mit der tagtäglichen Geisterbeschwörung der verfluchten zwölf Jahre. Deren Rituale sind längst so irreal und selbstreferentiell wie die Phantasiewelt von Quentin Tarantinos Film »Inglourious Basterds«, dem großen Renner des diesjährigen Sommerlochs. Der Zweite Weltkrieg als Comic-Spaß, in dem ein Stoßtrupp aus jüdischen Galgenvögeln im besetzten Frankreich »Nazis« (das inkludiert alles, was Feldgrau trägt und nicht mit den Alliierten kollaboriert) bestialisch abschlachtet. Wenn auch der »Holocaust-Rache-Film« doppelbödiger und unblutiger ausfiel als erwartet, feierten Kritikerstimmen von Georg Seeßlen bis zur *BILD*-Zeitung (»Der deutscheste Film, der jemals aus Hollywood kam!«) den US-Import als eine Art ästhetischen Befreiungsschlag. Ein anderer Kritiker des *Spiegel* schrieb, darin triumphiere »das polyphone, demokratische und sich seiner globalen Herkunft bewusste Hollywood über Goebbels' autoritäres Nationalkino.«

Das Unbehagen, das irgendwo doch noch in den Enkeln rumort, wenn ihre Großväter auf der Leinwand als Schießbudenschurken »für die Demokratie« abgeschlachtet werden, machte sich allenfalls in den Kommentarspalten der großen Netzportale Luft. Nicht anders, als sich eine Woche nach dem Anlaufen der »Basterds« der *Spiegel* in den nationalmasochistischen Rausch stürzte: »Der Krieg der Deutschen« hieß es da auf der Titelseite anläßlich des Kriegsbeginns von 1939, und: »Als ein Volk die Welt überfiel«, illustriert mit einem suggestiven Bild von tumb dreinblickenden Landsern. An diesem pathologischen Gemisch aus Lüge, Dummheit und negativem Größenwahn stimmt weder »die Welt«, noch der »Überfall«, noch das »Volk«. Kurz darauf hielt die Berufsbüßerfigur Angela Merkel in Danzig eine kriecherische Rede, in der sie die vollständige Verantwortung für den gesamten Weltkrieg der deutschen Nation anlastete, ohne auch nur ein Wort über die deutschen Opfer zu verlieren. Es handelt sich um diesselbe Frau, die sich zeitgleich auf einem Plakat der CDU zu den Bundestagswahlen mit tiefgeschnittenem Dekolltee und dem Spruch »Wir haben mehr zu bieten« präsentieren ließ. Und diesselbe Frau stellte sich dem heuchlerischen Internet-Video-Wettbewerb »361° Grad Toleranz » als Sonntagsrednerin zur Verfügung: »Trägt in der Klasse jemand Kopftuch oder Kippa (sic!), und wird deshalb anders behandelt? (…) Stellen wir uns vor, wie man sich fühlt, wenn man ausgegrenzt wird und ständig Sticheleien und Gemeinheiten ertragen muß.«

Tarantinos Film als Medizin für den deutschen Michel, bodenlose Selbstbezichtigungsorgien und ein Wahlkampf, dessen Leere und Dümmlichkeit quer durch die politischen Lager vermerkt wurde, all das formt sich zu einem ebenso komischen wie verächtlichen Bild. Man kann, wie Eckhard Henscheid in der *Jungen Freiheit*, daraus und aus seinem eigenen Gejammer einen Witz machen: »Das Leben ist ein Traum der Hölle (Shakespeare). Ein Entsetzen. Das schiere Grauen.« Hinter dem Satyrspiel steht allerdings ein bitterer Ernst, eine kollektive, totenstarreartige Hypnose, aus der es kein Erwachen zu geben scheint, und eine zyklopische Wand aus Kautschuk, die jegliche Vernunft abschmettert.

Hinter den Masken, unter der Narrenkappe: Joachim Fernau

Götz Kubitschek und Erik Lehnert (Hrsg.): *Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern*, Schnellroda: Edition Antaios 2009. 141 S., 24 €

Bücher und ihre Autoren haben oft unerwartete Schicksale. Joachim Fernaus Hauptwerke sind zwar immer noch bei seinem Hausverlag Herbig greifbar oder werden in Antiquariaten zu 2-Euro-Preisen verramscht, das große Publikum, das einst Hunderttausende zählte, hat ihn allerdings vergessen. Es ist bezeichnend, daß nun zwanzig Jahre nach dem Tod des Autors die erste Monographie überhaupt in einem elitären und dezidiert politischen Kleinverlag erscheint. Seit das Massenpublikum weggefallen ist, ist ein verschworener Kern an Lesern übriggeblieben, der das Fernausche Werk wie einen Schatz hütet und nach jedem Schnipsel giert, der den Stempel seines Lieblingsautors trägt. Mit dem zeitlichen Abstand zeigt sich, daß Fernaus Bücher trotz ihrer einst immensen Popularität vielleicht immer schon nur wenigen Lesern gehört haben. Fernau schrieb außerdem für ein klassisch gebildetes Publikum, das es in dieser Form nicht mehr gibt. Geblieben sind allerdings die Wadenbeißer. Wer heute den Namen Fernaus in die Netzsuchmaschine »Google« eingibt, bekommt an der Spitze einen konkurrenzlos miesen Beitrag des Bayerischen Rundfunks aus dem Jahre 2001 aufgelistet, in dem der Autor als seichter Quatschkopf abgewertet wird. Eine seriöse literarische Würdigung Fernaus steht indessen immer noch aus. Armin Mohler war einer der ersten, die tiefer hinter die Autorenmasken des »Phänomens Fernau« blickten und den klassisch konservativen Pessimismus unter der »Narrenkappe« erkannten. Hinter der vorgeblich ironischen Distanz von Fernaus Geschichtsdarstellungen machten sich ein leidenschaftliches Engagement und eine unbeugsame Persönlichkeit bemerkbar. Hier zeigte sich jemand unbeeindruckt von den Vorgaben des Zeitgeistes und leistete sich eine Ketzerei nach der anderen gegen die bundesrepublikanischen Denk- und Sprachregelungen. Ein Autor, der sein Ich so unmittelbar durch seine Bücher sprechen ließ, muß auch als Mensch interessieren. »In unserem Zeitalter der Ersatzreligionen ist dem Schriftsteller zu seiner Funktion des Bücherschreibens noch eine andere aufgebürdet: er wird – ob er will oder nicht – außerdem noch zum Seelsorger, zum Seelenführer«, schrieb Mohler. Daß Fernaus Publikum in seinen Büchern mehr suchte als bloße Unterhaltung, zeigen die ausgewählten Briefwechsel mit Lesern, die unter dem Titel *In dem Hause auf dem Berge* von der Witwe des Autors herausgegeben wurden. Darin zeigt sich allerdings nicht nur seine einfühlsame Anteilnahme, sondern auch sein entschiedener Wille zur Abgrenzung und Unabhängigkeit. Derselbe Autor, der oft in seinen Büchern sein Innerstes offenlegte, schirmte zugleich das unmittelbar Biographische und Private ab. Vieles an seinem Leben blieb undurchsichtig. Besonders die Jahrzehnte vor dem schriftstellerischen Ruhm, die Fernau später als »verlorene Jahre« bezeichnete, lagen lange im dunkeln. Trockene Fakten waren bekannt. Aber wie hatte er die 42 Jahre seines Lebens verbracht, ehe er mit *Deutschland, Deutschland über alles …* schlagartig bekannt wurde? Was hatte es tatsächlich mit seiner Tätigkeit als Kriegsberichterstatter der Waffen-SS und »Durchhalte«-Propagandist auf sich, die er niemals bereute? Wie hatten seine Erlebnisse in der Zwischenkriegszeit, im Dritten Reich und im Weltkrieg sein Geschichtsbild geformt? Fragen, die sich nun mit dem bei Antaios erschienenen Lese- und Bilderbuch zu Leben und Werk des Autors annähernd beantworten lassen. Die Herausgeber Götz Kubitschek und Erik Lehnert hatten dabei intimen Zugriff auf Fernaus Nachlaß. In dem reichillustrierten Band breiten sie ihre Fundstücke mit ansteckender Entdeckerlust aus. Neben vielen privaten Fotos, die bis in die Kindheit Fernaus zurückreichen, finden sich Abbildungen von Zeichnungen und Gemälden, Buchumschlägen, persönlichen Dokumenten, frühen Zeitungsartikeln und aufschlußreichen Trouvaillen wie einer Liste von Kinofilmen, die Fernau im Berlin des Jahres 1930 sah. Darunter ist auch manches Skurrile wie handschriftliche Entwürfe von Nonsens-Werbe-Gedichten für »Dr. Oetker«-Produkte oder Verweise auf pseudonym verfaßte Trivialromane und heute gnädig vergessene Softsex-Filmchen, die nach Vorlagen Fernaus entstanden. Keine Fragen werden mehr offenbleiben über die »kontroversen« Jahre des Autors. Sowohl seine Tätigkeit als Kriegsberichterstatter, dessen Texte unter anderem im *Schwarzen Korps* und im *Völkischen Beobachter* erschienen sind, als auch die von Peter Wapnewski in denunziatorischer Absicht losgetretene Kampagne werden ausführlich dokumentiert und kontextualisiert. Diese Monographie ist nicht nur Leitfaden und unverzichtbares Kompendium für alte, neue und zukünftige Anhänger, sondern auch das fesselnde Dokument eines Lebens, in dem sich das Private mit dem Schicksal der Nation zu einem komplexen Gesamtbild jenseits aller Bewältigungsklischees verschränkt. Auf das vom Verlag für diesen Herbst angekündigte, bis dato unveröffentlichte Fragment *Tausend Tage*, in dem Fernau die erste Zeit seines Einsatzes als Kriegsberichterstatter protokolliert, ist man gespannt.

Martin Lichtmesz

Phantastisches

Rein A. Zondergeld (Hrsg.): *Schattenspiel. Phantastische Erzählungen aus dem Dritten Reich*, Wien/Leipzig: Karolinger 2008. 292 S., 23 €

Von Thomas Mann, der Radiostimme aus der Emigration, stammt ein folgenreiches Verdikt: »Es mag Aberglaube sein, aber in meinen Augen sind Bücher, die von 1933 bis 1945 in Deutschland überhaupt gedruckt werden konnten, weniger als wertlos und nicht gut in die Hand zu nehmen. Ein Geruch aus Blut und Schande haftet ihnen an. Sie sollten alle eingestampft werden.«
Es ist ein großes Glück, daß Mann selbst von Aberglaube spricht – er folgte ihm im Moment seiner Äußerung wohl und rückt sich damit für uns Spätgeborene selbst in jenen Bereich, in dem die phantastische Literatur entstehen kann: ins leicht Verschobene, Getriebene, Unwirkliche. Und verschoben ist Manns Verdikt doch ohne Zweifel: Daß er Ernst Jüngers *Auf den Marmorklippen* (1939), Horst Langes *Schwarze Weide* (1937), Ernst Wiecherts *Das einfache Leben* (1939) oder gar Werner Bergengruens *Der Großtyrann und das Gericht* (ebenfalls 1935) eingestampft sehen wollte, konnte ihm nur ein Dämon eingeblasen haben. Aber weil im August 1945 die Deutschen noch wußten, wie man eine große Klappe ignoriert, nahmen sie Manns Empfehlung nicht ernst.
Und so kann heute der Göttinger Literaturprofessor und Pfitzner-Experte Rein A. Zondergeld sozusagen an Mann vorbei aus dem Fundus der während der zwölf teuflischen Jahre in Deutschland entstandenen und veröffentlichten Literatur jene Stücke versammeln, die ins Phantastische tendieren. Das Ergebnis ist ein Band mit Texten von zwanzig Schriftstellern, zweckmäßig eingeordnet mittels biographischer Angaben zu den Autoren und eines Nachworts des Herausgebers. Darin deutet Zondergeld nur an, was in mancher germanistischer Arbeit ausgewalzt wird: daß nämlich in unfreier Zeit die Leser auf der Pirsch nach Doppelbödigkeiten sind, mit denen ihnen der Autor seine Sicht auf die Umstände verschlüsselt übermitteln möchte. Zondergeld ist gegen solche Strapazierungen. Er sieht den »magischen Realismus« aus der Malerei der zwanziger Jahre später auch in der Literatur wirksam, jene »allmähliche Verfärbung der Wirklichkeit«, die gerade »aufgrund der Überpräzision eine unwirkliche, magische Dimension« erhalte. Jedoch war dies vor allem der (damals) neue Ton, während die Quellen, aus denen die Autoren schöpften, wie stets in der phantastischen Literatur die Sage, das Mythische, das Volkstümliche blieben, stets verknüpft mit dem Alltäglich-Besonderen, das seine unheimliche Verschiebung erfährt.
Zweierlei ist wichtig an Zondergelds Sammlung: Sie ist zum einen ein weiterer sprechender Beweis dafür, daß es in der Literatur ebensowenig 1933 wie 1945 so etwas wie eine umfassende »Stunde Null« gab. Zum anderen – und das ist eine kleine Sensation – hat der Herausgeber die Texte zusammengestellt, ohne sich besonders darum zu kümmern, »wie die Einstellung der ausgewählten Autoren zum Nationalsozialismus gewesen ist«. In der Phantastik könne es eben »unterschiedliche Grundeinstellungen« geben. – Das ist eine Freiheit im Zugriff, wie man sie sich an allen Stellen des germanistischen Betriebs wünscht.
Nun zu den phantastischen Erzählungen selbst: Der vergessene Otto Freiherr von Taube bleibt in der Nähe der Märchen, wenn er im *Fluch über Luhsen* das Verhängnis ausspinnt, das eine Adelsfamilie zu Fall bringt. Und Armin Mohlers Freund Georg Britting schildert in *Der bekränzte Weiher*, wie eine Gruppe von Wandervögeln die Erschütterung über den Kriegstod eines ihrer Kameraden mit einem seltsamen Ritus zu bannen versucht. Die Perle des Buchs aber ist Ernst Kreuders *Phantom der Angst*, das die Hauptperson nur vertreiben kann, indem sie von einem Fremden Hilfestellung erhält – sehr unheimlich und, ja, liebevoll erzählt. Drei Beispiele, willkürlich, das heißt: ohne besondere Begründung herausgegriffen aus Zondergelds Sammlung, in der es noch viel mehr zu entdecken gibt.

Michel Bernanos: *Terra infernalis*, Roman, Frauenfeld: Waldgut 2009. 139 S., 18 €

Der Autor des postum veröffentlichten Romans *Terra infernalis* konnte sich der Aufmerksamkeit für sein Debüt sicher sein, weil sein Vater der in Frankreich bekannte und geschätzte Schriftsteller Georges Bernanos war. An ihn reicht der Sohn nicht heran, aber *Terra infernalis* (nun erstmals ins Deutsche übersetzt) ist doch ein Wurf: In nur 19 Tagen – ein Jahr vor seinem Selbstmord 1964 – schrieb Bernanos diesen kurzen, phantastischen Roman nieder. Er schildert darin die vergebliche Suche zweier Schiffbrüchiger nach einer Welt, in der nach menschlichem Maßstab zu leben wäre. Aber das Land, an dessen Ufer sie strandeten, gehorcht unmenschlichen Gesetzen, und diese in einprägsame, mächtige Bilder zu fassen, gelingt Bernanos vortrefflich. Am stärksten sind die Passagen, in denen er das nächtliche Gebet aller Pflanzen beschreibt, die sich vor einem Berg verneigen. Er wird das Ziel für die trostlosen Wanderer, aber als sie den Blick hoffnungsvoll hinter den Horizont werfen, blicken sie ins Auge der Medusa. Und so versteinern die Menschen nach allem Schrecklichen, was ihnen auf ihrer Suche schon begegnete. Was bleibt, ist das »sanfte Gefühl von Tränen auf einem menschlichen Antlitz.«

Götz Kubitschek

Slawische Germanen

Helmut Schröcke: *Die Vorgeschichte des deutschen Volkes. Indogermanen, Germanen, »Slawen«*, Tübingen: Grabert-Verlag 2009. 813 S., 29,80 €

Der Autor des vorliegenden Buches, Helmut Schröcke, war bis zu seiner Emeritierung 1987 Professor für Geologie in München. Seither ist er mit Publikationen zur Vorgeschichte und zu den Ursachen des Zweiten Weltkrieges hervorgetreten.
Auf den ersten Blick erscheint das Buch als eine konventionelle Vor- und Frühgeschichte Mitteleuropas. Wer die bisherigen Bücher von Schröcke kennt, weiß aber, daß es damit eine besondere Bewandtnis hat. Schröcke ist nämlich ein Anhänger der These, daß die slawischen Völker in Wahrheit Germanen seien. Urheber dieser These ist der aus Breslau stammende Germanist und Volkskundler Walther Steller (1895–1971). Steller veröffentlichte 1959 erstmals seine These, daß der Volksname *Slavi* gleichbedeutend mit *Wandalen* sei.
Er zog daraus weitreichende Schlüsse. Die Slawen seien Ostgermanen, die ihre Sprache verloren hätten. Die orthodoxen Slawenapostel Kyrill und Method hätten ihnen im 9. Jahrhundert eine künstliche Sprache aufgezwungen, eben das Slawische.
Schröcke hat diese These insofern modifiziert, als er annimmt, das Slawische habe sich in der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends aus dem Germanischen entwickelt. In seinem Buch ist diese These in eine breite Darstellung der deutschen Vorgeschichte eingebettet. In einem anthropologischen Kapitel sieht er in der Tatsache, daß sowohl Germanen als auch Slawen eine vorwiegend längliche Kopfform hatten, einen Beleg für seine These.
Über das ganze Buch sind Bemerkungen verstreut, die sich gegen die angebliche Fälschung der deutschen Geschichte richten. Wie stark das Thema bei Schröcke emotional befrachtet ist, kann man seiner Behauptung entnehmen, daß die Unkenntnis der wirklichen Herkunft der Slawen eine der Hauptursachen der Vertreibungen der Ostdeutschen 1945 gewesen sei.
Zur Kritik nur soviel: Aus einzelnen wortgeschichtlichen Deutungen lassen sich keinesfalls so weitreichende Schlüsse ziehen. Der Zeitraum zwischen den letzten ostgermanischen Sprachzeugnissen in Osteuropa und den ersten slawischen auf dem Balkan reicht für so tiefgreifende Veränderungen nicht aus. Und nur ein anthropologisches Merkmal ist zu wenig. Die Slawen unterschieden sich in anderen Merkmalen durchaus von den Germanen. Der genetische Abstand der heutigen Polen und Tschechen zu uns Deutschen ist fast doppelt so groß wie der der Franzosen.

Andreas Vonderach

Deutscher Jude

Lothar Gall: *Walther Rathenau. Portrait einer Epoche,* München: C.H. Beck 2009. 298 S., 22.90 €

Unter der Überschrift »Gespräch« schildert Ernst von Salomon in seinem Bestseller *Die Geächteten* die Überlegungen, die zur Ermordung Walther Rathenaus führten. Die jungen Männer, allesamt mit Freikorpserfahrung, litten an der Situation ihres Vaterlandes, das durch den verlorenen Krieg und den Versailler Vertrag am Boden war, und wollten den Befreiungsschlag. Rathenau, seit 1921 Minister, galt als Erfüllungspolitiker, der auf die Forderungen der Alliierten einging und sie nicht als absurd ablehnte.
Erfüllungspolitiker waren andere auch. Der Grund, warum die Wahl ausgerechnet auf Rathenau fiel, war weniger antisemitischen Motiven als der besonderen Rolle, die Rathenau seit dem Ersten Weltkrieg spielte, geschuldet. Hinzu kam eine gewisse Faszination, die Rathenau ausstrahlte. Deshalb erhält Salomon die Anweisung, nicht so viel von ihm zu lesen: »Das macht Dich nur weich!« In vielem, was sie umtrieb, dürften seine Mörder sich in seinen Schriften wiedererkannt haben. Etwa in der unbedingten Forderung nach »echter Autorität« und der Feststellung, daß es auch in der mechanisierten Welt auf Seele, Persönlichkeit, Charakter ankomme. So wie Rathenaus Tod stellvertretend für etwas war, das er nur symbolisierte, so verlief auch sein Leben in diesem Sinne.
Lothar Gall will den Rathenau-Biographien nicht einfach eine weitere anfügen, sondern anhand der Person Rathenaus eine Epoche beschreiben. Er sieht in Rathenau quasi den »Mann ohne Eigenschaften«, der die Sehnsüchte und Gedanken seiner Epoche spiegelt. Nicht Rathenau hat demnach der Epoche seinen Stempel aufgedrückt, sondern umgekehrt. Die These hat etwas für sich: Rathenau ist nie der Originelle, der Prägende, der Erste. Sein Vater baut die AEG auf. Er selbst würde lieber Künstler werden, studiert dann aber doch Maschinenbau, ohne sich dort besonders hervorzutun. Bei einigen Aufgaben in der Firma bewährt er sich mäßig und sitzt später in zahlreichen Aufsichtsräten. Den Kampf um den AEG-Vorstandsvorsitz verliert er nach dem Tod des Vaters gegen Felix Deutsch. Bekannt wird er immerhin durch seine kulturkritischen Schriften, angefangen mit dem Aufsatz »Höre, Israel« bis zu dem erfolgreichen Buch *Von kommenden Dingen*. Doch Anerkennung erringt er erst, als er die deutsche Rohstoffversorgung im Ersten Weltkrieg organisiert. Deshalb ist Rathenau durchaus typisch für eine Epoche, die Effizienz mit Kulturkritik zu verbinden wußte.

Erik Lehnert

Entgrenztes Wachstum

Alain de Benoist: *Abschied vom Wachstum. Für eine Kultur des Maßhaltens,* Berlin: Edition JF 2009. 200 S., 24.90 €

Nach zweitausend Jahren »Entgöttlichung« der Natur und zwei Jahrhunderten globaler Raubbauwirtschaft ist das 20. Jahrhundert zum »Jahrhundert der Verschwendung« geworden: Mit dieser Feststellung eröffnet Alain de Benoist seinen Appell »für eine Kultur des Maßhaltens«. Sein aktuell in der Edition JF erschienenes Buch ist ein leidenschaftliches Plädoyer für den Verzicht auf weiteres Wachstumsdenken. Die These von der Notwendigkeit der Wachstumsrücknahme ortet der Vordenker der französischen *Nouvelle Droite* treffend in den frühen 70er Jahren, als der Bericht des »Club of Rome« und der Meadows-Report »Die Grenzen des Wachstums« für Aufsehen sorgten – für Deutschland muß in diesem Zusammenhang auch der Name Herbert Gruhl genannt werden, der mit seinem Bestseller *Ein Planet wird geplündert* zum prominentesten Kritiker der Ideologie des ständigen wirtschaftlichen Wachstums avancierte. Obwohl die Debatten damals auf einem hohen Niveau geführt wurden, und obwohl es eine schlichtweg logische Feststellung ist, daß natürliche Ressourcen ebenso begrenzt sind wie Biotope belastbar, reagierte die Politik kaum auf sie und beließ es bei Lippenbekenntnissen.
Stattdessen, so de Benoist, wurde ein neues Zauberwort geprägt: »nachhaltige Entwicklung«. Das Prinzip des grenzenlosen Wachstums werde damit aber nicht in Frage gestellt, sondern lediglich versucht, es mit den Notwendigkeiten des Umweltschutzes in Einklang zu bringen: Das Ideal des unbegrenzten Wachstums steht unübersehbar auf einem ethnozentrischen Sockel. Hier wird nämlich ein westliches Modell von Produktion und Konsum für universell, allgemeingültig erklärt: Mit Hilfe gewisser »struktureller Anpassungen« sei es für sämtliche Völker der Welt erreichbar und erstrebenswert, so der Autor. So habe die Globalisierung »zwar einerseits Standortverlagerungen aller Art ermöglicht, zum anderen hat sie jedoch die konzentrische Anordnung der Finanzmärkte rund um den amerikanischen Pol forciert.«
Den Ausweg aus der Krise sieht de Benoist darin, im Bereich der grundlegenden Lebensbedürfnisse zu lokaler und regionaler Autarkie zu gelangen. Vor allem aber habe eine ökologische Sicht auf die Welt an die Stelle der Fortschrittslehren – vom liberalen Raubtierkapitalismus bis zum marxistischen Prometheus-Ideal – zu treten. – Dem dürfte nichts hinzuzufügen sein.

Heinz-Siegfried Strelow

Entgrenzter Krieg

Franz Hutsch: *Exportschlager Tod. Deutsche Söldner als Handlanger des Krieges*, Berlin: Econ 2009. 278 S., 18.90 €

Es gibt statistische Analysen, die besagen, daß im Irak für die Seite der Besatzer um die USA mehr Söldner als reguläre Soldaten im Felde stehen. Allein die Vereinigten Staaten hielten 2008 über 190.000 dieser modernen Landsknechte in Lohn und Brot und gaben dafür 110 Milliarden Dollar aus. Spätestens seit einer panischen Schießerei in Bagdad und dem soeben aufgenommenen Prozeß gegen Verhörspezialisten steht die Firma *Blackwater* als Synonym für ein schwarzes Loch: Niemand weiß, in welchem Umfang das Privatmilitär im Irak und in Afghanistan Aufgaben übernommen hat, die eigentlich dem Gewaltmonopolisten »Staat« und seinen Soldaten vorbehalten sind. Der Journalist Franz Hutsch bringt in seinem aus Reportagen und theoretischen Blöcken zusammengestellten Buch ein wenig Licht ins Dunkel. Er geht von etwa 6.000 gefallenen Söldnern im Irak aus und zeigt, welchen Vorteil die kämpfenden Staaten damit haben, daß sie diese Toten politisch vor ihrem Wahlvolk nicht verantworten müssen. Hutsch beschreibt auch Szenarien, in denen die Angehörigen ein und derselben Nation sich als Söldner unterschiedlicher Auftraggeber gegenüberstehen. Dieser Rückfall in die Zeit der Lohnheere rückt vor allem dort in greifbare Nähe, wo die Militärfirmen durch keine Befreiungspredigt mehr verbrämt im Kampf um eine bestimmte Ressource (Öl, Edelmetalle, Verlauf einer Pipeline) aufeinandertreffen. Wenn der Deutsche dann den Deutschen erschießt, spitzt sich ein generelles juristisches Problem zu: Keine Staatsanwaltschaft verfolgt bisher deutsche Staatsbürger, die im Ausland auf privatmilitärischen Auftrag hin töten oder den Tod vorbereiten.Und damit kommen staatsrechtliche Fragen ins Spiel: Wer hat eigentlich das Recht, einen Krieg zu führen und wer ein Interesse daran, ihn nicht zu beenden? *Blackwater*, die im vergangenen Jahr 98 Milliarden Dollar allein im Irak abrechnen konnten, werden sich nicht um seine Geschäftsgrundlage bringen wollen. Andererseits ist es auch nicht so, daß Staaten an sich und bis zum äußersten um den Frieden bemüht wären, und wir stoßen hier auf die theoretische Schwäche Hutschs: Er nimmt einen dem allgemeinen Menschenrecht verpflichteten Staat an, um vor diesem hellen Hintergrund die entnationalisierten »Sicherheitsanbieter« mit schwarzen Strichen zeichnen zu können. Aber diesen sauberen Staat gab es nie, und deshalb steht auch nach Hutschs solider Arbeit weiterhin die Aufgabe an zu zeigen, warum der Krieg in die Hand des Staates gehört.

Götz Kubitschek

Deutsche Macher

Franz Walter: *Charismatiker und Effizienzen. Porträts aus 60 Jahren Bundesrepublik,* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009. 405 S., 15.00 €.

Wer am Politiker-Ensemble des gegenwärtigen Deutschlands zu verzweifeln droht (und wer wäre hiervor gefeit?), sollte die erhellende Studie des in Göttingen lehrenden Politikwissenschaftlers Franz Walter zur Hand nehmen. Wird doch in dessen akribischer Arbeit deutlich, welche Phänotypen für den politischen Betrieb erforderlich sind. In einer Anlehnung an Max Webers Unterscheidung zwischen charismatischer und bürokratischer Herrschaft rekapituliert Walter die prägenden Figuren des politischen Betriebs von sechzig Jahren Bundesrepublik – beginnend bei Konrad Adenauer, über Typen der »Ökologistischen Gegenelite« wie Baldur Springmann, der »Arrivierten« wie »Berufskader« Jürgen Trittin und endend bei Oskar Lafontaine. Letzterer muß wohl der Gruppe der Charismatiker zugerechnet werden, deren Stunde in Zeiten der Ratlosigkeit und des lähmenden gesellschaftlichen Stillstands schlägt. Dann wartet der Demos auf politische Propheten und deren kühne Visionen und Verheißungen. Obgleich die Charismatiker gekonnt die politischen Verhältnisse aufwirbeln, wissen sie in der Regel jedoch nicht weiter, sobald sie ihr Ziel erreicht haben. Gelangweilt »reißen sie oft ein, was sie zuvor errichtet haben«, um schließlich zu neuer Mission aufzubrechen. In der Großen Koalition dominiert indes der gegenteilige Entwurf vom Typus Büroleiter. Anders als Hans Globke oder Heinrich Krone, die Zeit ihres Lebens als graue Eminenzen im Hintergrund agierten, stehen sie seit einigen Jahren selbst im politischen Rampenlicht. Neben den ehemaligen Kanzleramtschefs Wolfgang Schäuble und Frank-Walter Steinmeier gilt dies auch für Peer Steinbrück, den früheren Referenten des Hauses. Es ist ein Paradigmenwechsel, der eine erhebliche Änderung von Politik und politischer Führung anzeigt. Faszinierend an Walters Darstellung – neben deren enzyklopädischem Charakter – ist dessen verblüffende Fähigkeit, die einzelnen Politiker in ihren Wesenszügen lebendig werden zu lassen. Dabei sticht die durchgehend gewahrte Äquidistanz zu den jeweils Portraitierten hervor. Bemerkenswert ist darüber hinaus die herausgestellte Differenz zwischen Journalismus und Politikwissenschaft: Während die Medien besonders gern den Begriff der »Führung« benutzen, um Politik zu personalisieren und Parteikrisen flugs als Führungskrisen abzuhaken, weicht die deutsche Politikwissenschaft diesem Begriff aus, weil dieser noch immer durch das Dritte Reich stigmatisiert scheint.

Christian Dorn

Deutsche Beobachter

Renatus Deckert (Hrsg.): *Die Nacht, in der die Mauer fiel. Schriftsteller erzählen vom 9. November 1989,* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009. 239 S., 8.90 €

Gibt es Ereignisse, an die zu erinnern man sich vielleicht nur deshalb verpflichtet fühlt, weil es einem peinlich ist, im entscheidenden Moment gezögert zu haben? Die Öffnung der Berliner Mauer am 9. November 1989 dürfte so ein Ereignis gewesen sein. Eigentlich war kaum jemand (geistig) darauf vorbereitet, die Intellektuellen am wenigsten. Und nun, zwanzig Jahre danach, sollen sich fünfundzwanzig Schriftsteller aus Ost und West erinnern, wie sie den Tag – oder besser die Nacht – damals erlebt haben. Schon wieder das »Unbegreifliche« beschreiben. Diesmal jedoch nicht den Schrecken, sondern die Euphorie. Aber hat man denn wenigstens die selbst erlebt? Diese Unsicherheit ist den meisten Texten (die übrigens alle in alter Rechtschreibung verfaßt sind) deutlich anzumerken. Es ist die Unsicherheit eines Gastes, der überraschend zu einem Fest geladen wurde und nun nach Erinnerungen sucht, die ihn mit dem Gastgeber verbinden. Da kann man sich schon einmal in den Bildern vergreifen: »Ich wußte, die Zeit der Anarchie war in diesem Moment vorbei. Die Mauer zu öffnen, war die letzte Rache derer, deren Macht längst dahingeschwunden war. Und es war ihre wirksamste. Keine Diskussion mehr. Sie ließen einfach los. Wie ein Schließmuskel, der nachgibt und alles rausläßt.« (Annett Gröschner) – War es so? Was überwiegt, ist die Ambivalenz: »Von uns beiden weinte, soweit ich mich erinnere, keiner, weder Freuden- noch Kummertränen.« (Katja Lange-Müller) Oder: »Ich war auf der Suche nach etwas, von dem ich ahnte, daß ich es auch im Westen nicht finden würde.« (Annett Gröschner) Auffällig oft geben die Autoren zu, wie wenig sie die Sache damals berührte: »Ich erinnere mich nicht an den 9. November 1989; ich lebte in München, schrieb meine Dissertation.« (Ulrike Draesner) »Warum ich den 9. November verschlief.« (Thomas Rosenlöcher) »Von der Erinnerung an die Tage im November 89 ist mir wenig geblieben.« (Jürgen Becker) »Ein Tag ohne mich.« (Marcel Beyer) »Ich saß in München … mich langweilte das Thema.« (Michael Lentz) Natürlich kommen auch empathische Autoren zu Wort, etwa Richard Wagner oder Robert Menasse. Doch oft bleibt es bei unambitionierter Erlebnisberichterstattung, wie beim Büchnerpreisträger Durs Grünbein: »Die Regierung stand mit dem Rücken zur Wand, und es war die Wand, die sie selbst errichtet hatte.«

Frank Lisson

Deutsche Ansichten

Christoph Dieckmann: *Mich wundert, daß ich fröhlich bin. Eine Deutschlandreise,* Berlin: Ch. Links Verlag 2009. 272 S., 19.90 €

Mal nach den Rechten schauen: Das gehört zu Christoph Dieckmanns selbstgestellten Aufgaben auf seiner Reportagereise durch Deutschland. Ob es hier Rechtsextreme gebe – die Frage zählt zum Standardrepertoire des aus Rathenow stammenden *Zeit*-Autors, einerlei, ob er durch Bayreuth oder Pirna stromert, ob er die Kriegsspieler einer *Re-Enactment*-Gruppe trifft oder die Wandelgänge des altehrwürdigen Schulpforta inspiziert. Meist scheinen es relativ (rechts-)befreite Zonen zu sein. Nachfragen schadet ja nie. Die kleinen wohlfeilen pc-Versatzstücke (wenn unterschwellig gerügt wird, daß Sepp Herberger heute nur als »gütigstrenger Spielervater«, aber nicht als »Ex-Reichstrainer« gesehen wird) sind der einzige Wermutstropfen in diesem feinnervigen BRD-Panorama. Dieckmann, ehemaliger Vikar des Jahrgangs 1956, bereist Hildesheim, Wittenberg und Helgoland, er trifft Uwe Tellkamp (dessen *Turm* er einen »Konsensschmöker« nennt) und Inge Viett, durchstöbert das »Archiv Protest« im sogenannten Reemtsma-Institut und befragt am Kaffeetisch einer Jungen Gemeinde ein Punkmädchen, was sie zum Verein der Geschichtsfreunde »Jena 1806« sage. (»Tausend Liter Schweineblut verkippen.«) Dieckmann ist ein Gutmensch. Er ist unser Bester! Wer seine Bücher liest, erfährt viel Wahres über unser Land. Als Motto ist seinem Buch ein Fremdzitat vorangestellt: »Feigheit macht jede Staatsform zur Diktatur.« Diekmann schreibt, wer je einen Staat habe verschwinden sehen, betrachte »aktuelle Mächte ohne letzten Ernst. Es ist, als wäre alles Heutige Wiedergänger einer früheren Erscheinung, diese abermals nur als Abbild, und so fort.«

Ellen Kositza

Deutsche Zustände

Wilhelm Heitmeyer: *Deutsche Zustände, Folge 7,* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009. 328 S., 11 €

Zuständig für »solche Zustände!«, heißt: Alarmrufe im als genuin fremdenfeindlich empfundenen Land ist weiterhin Wilhelm Heitmeyer. Das Syndrom der »Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit« mitsamt seinen Elementen Islamophobie, Sexismus, Rassismus und Antisemitismus sei nach wie vor weit verbreitet. Vor allem (aber nicht nur!) im Osten. Zwar sinke die allgemeine Zustimmung zu solchen Einstellungen, dennoch kann nach Ansicht des Bielefelder Sozialwissenschaftlers von Entwarnung nicht die Rede sein. Auch mit der Liebe zur Demokratie sehe es düster aus: Die Menschen in Deutschland stünden dieser Staatsform kritisch gegenüber. Über 80 Prozent würden Aussagen wie »Politiker nehmen sich mehr Rechte heraus als normale Bürger« zustimmen. Ein eindeutiger Beweis für allgemeine »Demokratiemißachtung«! Anläßlich des 20. Jahrestages des Mauerfalls beschäftigt sich die siebte Folge der *Deutschen Zustände* mit den Entwicklungen in Mittel- und Westdeutschland. Empirische Analysen kommen dabei unter anderem zum Ergebnis, daß nicht nur der Nationalstolz fremdenfeindliche und antisemitische Einstellungen befördere, sondern auch die regionale Identifikation. Zudem würden Protestanten häufiger durch rassistische Ansichten auffallen als Atheisten oder Katholiken, wogegen letztere wiederum zu Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit neigten. Ergänzt werden solch bahnbrechende Erkenntnisgewinne durch die gewohnt warnenden und dramatisierenden Aufsätze engagierter Anti-Rechts-Kämpfer, wie der Vorsitzenden der Amadeu-Antonio-Stiftung, Anetta Kahane, der Journalistin Andrea Röpke und dem Leiter der Aussteigerinitiative EXIT, Bernd Wagner.

Wiggo Mann

Deutsche Empfindlichkeiten

Holger Gertz: *Brüder & Schwestern. Ein Besuch bei den Deutschen,* Köln: Fackelträger 2009. 221 S., 19.95 €

Würde man diese Reportagesammlung des *SZ*-Journalisten Holger Gertz auf, sagen wir, 50 Seiten eindampfen: Wir hätten einen prallen Gegenwartsbericht, beobachtungsreich und lebendig. Die vielleicht interessanteste Geschichte kann der Autor nur andeuten, weil deren Hauptperson Gertz nicht leiden kann. Sie ginge über einen Pianisten, dessen Vereinigungsprojekt an mißmutigen Behörden scheiterte. Er hatte geplant, am ehemaligen innerdeutschen Grenzübergang klanggebende Profile in den Fahrbahnbelag einzulassen. Das Deutschlandlied (natürlich: die Kaiserhymne) wäre dann ertönt, wenn ein Auto diese begrenzte Strecke überrollte.
Unter anderem antwortete das hessische Verkehrsministerium abschlägig: Ausländische Mitbürger könnten in dem Projekt »möglicherweise das Aufkeimen eines übersteigerten Nationalismus sehen.« Es gibt viel Berichtenswertes und Unerhörtes zwischen Alpen und Nordsee, zwischen Aachen und Frankfurt/Oder, doch Gertz redet sich den Mund franslig. Drum fransen vor lauter Geplauder auch die Geschichten aus. Wer durch Deutschland fahre, sehe alles wieder, was er in Fernsehkrimis gesehen hat, schreibt Gertz treffschwach etwa, wo er den zum Schütteln dämlichen Präsidentschaftskandidaten der Linken, Peter Sodann, porträtiert. Oder über einen ausgebuhten dunkelhäutigen Schiedsrichter, der im Brotberuf Anästhesist ist: daß Anästhesie Unempfindlichkeit heiße, dieser Mann aber nicht unempfindlich sei. So zieht sich der Empfindlichkeitsjargon dahin und überdeckt ein paar kluge Schlüsse: Etwa, daß die unsichtbare Grenze zwischen München und Bremen ähnlich eisern sei wie die zwischen Ost und West.

Ellen Kositza

Fremdes Land

Hans Fallada: *In meinem fremden Land. Gefängnistagebuch 1944*. Herausgegeben von Jenny Williams und Sabine Lange, Berlin: Aufbau 2009. 333 S., 24.95 €

Es gibt kaum einen Schriftsteller in Deutschland, dem es wie Fallada gelungen ist, den Alltag der Weimarer Republik einzufangen und auf eine volkstümliche Art zu erzählen. Neben dem Klassiker *Kleiner Mann – was nun?* kommen dafür vor allem die Romane über die Landvolkbewegung, *Bauern, Bonzen, Bomben*, und über die schwarze Reichswehr, *Wolf unter Wölfen*, in Frage. Letzterer ist 1937 erschienen, und Fallada sowie sein Verleger Rowohlt waren erstaunt, daß von staatlicher Seite nicht eingeschritten wurde. Lediglich die NS-Literaturkritik unterstellte Fallada eine zersetzende Intention. Der Roman wurde ein großer Erfolg, der jedoch Falladas zunehmende Verzweiflung über die deutschen Zustände nicht lindern konnte. Doch seine Zeit im Gefängnis war 1944 nicht auf politische Verfehlungen zurückzuführen, sondern seiner zerrütteten Ehe und seiner Rauschgiftsucht geschuldet. Ihm wurde vorgeworfen, auf seine Ex-Frau geschossen zu haben. Fallada nutzt die (Un-)Gunst der Stunde und schreibt u.a. diesen Erlebnisbericht über die Zeit des Dritten Reiches. Es gelingt ihm, den Bericht herauszuschmuggeln, und im Mai 1945 fängt er an, den Text zu überarbeiten, um ihn zu veröffentlichen. Glücklicherweise gibt er dieses Ansinnen bald auf. Denn der Wert dieser Aufzeichnungen liegt gerade in dem situativen Blick, den Fallada 1944 hat; als er noch ein einfacher Zeitgenosse ist, der nicht mehr überblickt als andere. Seine Abrechnung ist schonungslos, ohne sich selbst moralisch zu überheben. Es schwingt aber bereits das Gefühl mit, sich für sein Dableiben in Deutschland rechtfertigen zu müssen.

Erik Lehnert

Verlorenes Land

Wlodzimierz Nowak: *Die Nacht von Wildenhagen. Zwölf deutsch-polnische Schicksale*, Frankfurt: Eichborn 2009. 300 S., 19.95 €

Es gibt keine Statistik darüber, wie viele deutsche Zivilisten sich selbst und ihre Kinder beim Einmarsch russischer Truppen in ihre Dörfer und Städte ums Leben gebracht haben. In der Titelgeschichte seiner Sammlung von Reportagen notiert der polnische Journalist Wlodzimierz Nowak den Bericht einer Frau, die als kleines Mädchen den Massenselbstmord auf dem Dachboden eines Bauernhauses in Wildenhagen im Januar 1945 überlebte: »Die Tür knarrte, die ersten Russen kamen auf den Dachboden. Ich glaube, sie waren nicht überrascht von dem, was sie sahen. Sie liefen zwischen den Hafersäckchen und schnitten die Frauen los. Die Männer erkannten sofort, daß Elsa noch lebte. Sie schnitten sie los und rannten mit ihr nach unten. Später habe ich erfahren, daß sie die Halbtote vergewaltigt haben.«
Wlodzimierz hat noch elf weitere deutsch-polnische »Grenzzwischenfälle« – wie der Verlag mit sprachlichem Feingefühl schreibt – zu eindrücklichen Reportagen verarbeitet, herausragend sind neben dem Wildenhagener Zwischenfall auch die Zwischenfälle in Warschau (detaillierter Bericht über das Wüten des Sonderbataillons Dirlewanger während des Warschauer Aufstands), in Halle/Saale (über das Leben einer vom Sozialismus überzeugten Arbeiterin vor und nach der Wende) und über eine alte Polin in einem serbischen Kaff, in das der Krieg sie gepustet hatte – und die nun nach fünfzig Jahren von ihrer verschollenen Tochter aus Polen besucht wird. Wlodzimierz scheint der polnische Christoph Dieckmann zu sein, seine Wahrnehmungs- und Erzählpräzision ist überzeugend und läßt das Einzelschicksal exemplarisch, aber nie alleingültig aufscheinen.

Götz Kubitschek

Fürs Vaterland

R. G. Grant: *Krieger, Kämpfer und Soldaten. Von der Antike bis heute*, München: Dorling und Kindersley 2008, 358 S., zahlreiche Abb., 39.95 €

Von den griechischen Hopliten bis zu den Marines, von den Wikingern bis zu den Vietcong, von den Samurai bis zu den Interbrigadisten, von den Kriegern der Maya bis zu den deutschen Sturmtruppen des Ersten Weltkriegs, von den Kämpfern der Maori und der Zulu bis zu den britischen Rotröcken bei Waterloo, in diesem Band haben sie und viele andere ihren Platz. Man kann über die Auswahl hier oder dort streiten und spürt selbstverständlich auch, daß zuerst für den englischen und amerikanischen Markt produziert wurde, aber echte Lücken sind kaum festzustellen.
Es handelt sich bei Grants *Krieger, Kämpfer und Soldaten* – wie immer bei den Publikationen von Dorling und Kindersley – um ein Buch für Augenmenschen, exzellent illustriert, mit Abbildungen der Originalausrüstungen oder von Rekonstruktionen versehen, detailgetreu, fast detailverliebt, genau beschriftet, ergänzt um Fotos von weiteren Artefakten, Skizzen zu Schlachtformationen, Pläne und Karten, zeitgenössische Darstellungen oder Historienbilder.
Die erklärenden Texte sind knapp, aber kenntnisreich und in erfrischender – was Militärgeschichte angeht: typisch angelsächsischer – Weise an politischer Korrektheit desinteressiert. So kann es etwa über Panzersoldaten der Wehrmacht heißen: »Dem Geschick und der Initiative deutscher Panzerkommandanten und ihrer Besatzungen kam … nichts gleich«, oder: »Anders als die Luftwaffe litt die Panzertruppe nie an der sinkenden Qualität ihrer Besatzungen. Ohne Schutz aus der Luft und mit immer knapperem Kraftstoff kämpften sie oft bis zum bitteren Ende.«

Karlheinz Weißmann

Mission des Einzelnen

Wolf Kalz: *Gustav Landauer. Ein deutscher Anarchist*, Bad Buchau: Federsee-Verlag 2009. 268 S., 15 €

Vor etwas mehr als 90 Jahren, am 2. Mai 1919, wurde Gustav Landauer in München ermordet. Er war als einer der Protagonisten der Münchner Räterepublik nach deren Beseitigung durch Reichswehr und Freikorps verhaftet worden. Dieses Engagement war, wenn man Kalz' Skizze der Weltanschauung Landauers dagegen hält, ein großes Mißverständnis. Kalz versteht Landauer als utopischen Denker, dessen Utopie nicht den Zweck habe, den Menschen von den eigentlichen Aufgaben abzulenken, sondern ihm Ansporn zu einem erfüllten Leben sein soll. In diesem Punkt liegt das entscheidende Problem für eine Figur wie Landauer. Kalz arbeitet das schön heraus: Ein freiheitlich gesinnter und anarchistischer Kopf ist nur so lange glaubhaft, so lange er diese Dinge auf sich allein bezieht. Nicht jeder will frei sein! Doch es gibt einen Punkt, an dem man meint, jetzt könnte es gehen, jetzt könnte die Utopie Wirklichkeit werden: Das war bei Landauer in München der Fall. Da hatte er fast alle guten Vorsätze über Bord geworfen und ist zu einem Jakobiner geworden. Das schmälert den Wert seiner Schriften nicht. Deshalb ist es gut, daß diese Dissertation aus dem Jahre 1967 neu aufgelegt wurde. Es handelt sich dabei um keine Pflichtübung, sondern um eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dieser widersprüchlichen Person (die u.a. Schriften Meister Eckharts herausgab). Der Maßstab, an dem Kalz gemessen werden möchte, ist die Frage, ob das Buch »Förderliches zur Lösung der anstehenden Fragen und der Fülle der aktuell zutage liegenden Absurditäten beizutragen hat«. Das wird nicht zuletzt vom Leser abhängen, der sich mit diesem »deutschen Anarchisten« beschäftigt.

Erik Lehnert

Weltmission

Josef Isensee (Hrsg.): *Menschenrechte als Weltmission*, mit Beiträgen von Bardo Fassbender, Otto Depenheuer und Christian Waldhoff, *Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte, Bd 54*, Berlin: Duncker & Humblot 2009. 100 S., 38 €

Das Buch beginnt mit einigen furiosen Sätzen: »Die Menschenrechte sind die mächtigste politische Idee der Gegenwart.« Und weiter: »Diese hat die christliche Weltmission weitgehend abgelöst, und, was von dieser noch übriggeblieben ist, neigt ihrerseits dazu, sich in den Dienst jener zu stellen. Die neuen Weltmissionare sind von keinerlei Zweifel an ihrer Sendung angefochten. Mit heiligem Eifer und aufklärerischer Penetranz belehren und bedrängen sie die noch unbekehrten und unaufgeklärten, die verstockten und rückfälligen Staaten.« Wer allerdings nach dem Vorwort aus der Feder des Herausgebers Josef Isensee Analysen erwartet, die von ähnlicher Schärfe der Argumentation und des Urteils sind, sieht sich leider enttäuscht. Die drei großen Beiträge von Bardo Fassbender (»Idee und Anspruch der universalen Menschrechte im Völkerecht der Gegenwart«), Christian Waldhoff (»Die innerstaatlichen Grundrechte als Maßstab der Außenpolitik?«) sowie Otto Depenheuer (»Risiken und Nebenwirkungen menschenrechtlicher Universalität«) behandeln das Thema mit großem Kenntnisreichtum, schildern Ursprung und Entwicklung und leuchten alle möglichen Aspekte aus, aber zu einer entschiedenen Klärung des Phänomens Menschenrechtspolitik kommt es nicht. Gerade das ist aber gefordert, sollte tatsächlich der »postamerikanische« Äon anbrechen und damit eine zweihundertjährige Geschichte der an die Menschenrechte geknüpften Zivilreligion zu Ende gehen.

Karlheinz Weißmann

Mission: unklar

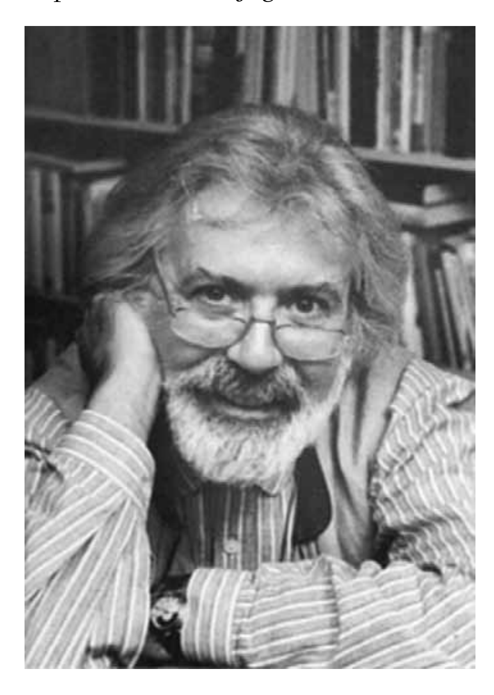
Hanne Seemann: *Artenschutz für Männer. Die Wiederentdeckung des Männlichen,* Stuttgart: Klett-Cotta 2009. 229 S., 16.90 €

Dieses Buch der workshoperfahrenen Psychologin und Ratgeberautorin Hanne Seemann zum übergeordneten Gender-Thema zu lesen, gleicht einem Gespräch mit der guten Bekannten von nebenan. Diese imaginierte Freundin ist vernünftig und belesen, sie hat ihr Sachgebiet gründlich beackert, sich sozusagen »auf dem laufenden« gehalten. So referiert sie ihre Erkenntnisse über »kleine und große Männer« (Klappentext) und liefert eine »Ansammlung aktueller Informationen« (mehr will's ausdrücklich nicht sein), durchsetzt mit Selbsterfahrungen aus persönlichem Umfeld und psychotherapeutischer Praxis. Hier spricht der sogenannte gesunde Menschenverstand, dem man teils zustimmt (etwa, wenn es um die Hybris der Machbarkeit in Geschlechterfragen geht) und teils nicht; beispielsweise, wo die erniedrigende Selbstentblößung junger Leute im Rahmen einer *Deutschland sucht den Superstar*-Staffel als adäquates modernes Initiationsritual begriffen wird. Seemann konstatiert, daß »gerade in Deutschland« der Faktor Männlichkeit fast den »Status einer psychischen Störung« bedeute. Sie verweist auf die Despektierlichkeiten, denen Jungs qua Geschlecht heute ausgesetzt seien und die bis zur »Scham auf die eigene Geschlechtszugehörigkeit« führen könnten. Daß sie hofft, daß »wir uns eines Tages trauen werden, unsere Söhne nicht mehr zu Männern zu machen«, daß das Geschlecht »gesellschaftlich und individualpsychologisch« nicht mehr unterscheidbar werde – nun ja. Ein paar Seiten vorher hat sich das anders gelesen. Seltsam, wenn vor lauter »ich finde« und »nach meiner Meinung« gerade die eigene Linie schwammig wird.

Ellen Kositza

Jugendbücher ohne Ende

Man könnte verzweifeln, wenn der Deutschlehrer an Tochter und Sohn mit bester Empfehlung einen flatterigen Prospekt verteilt, in dem ein Buchversand Titel anbietet, die zur Hälfte so und ähnlich lauten: *Schulheim, Flirts und Laufstegträume* oder *Wie überlebe ich meinen dikken Hintern?* Um die sogenannte Leselandschaft in puncto Kinder-/Jugendbuch ist es nicht besonders erfreulich bestellt. Gott sei Dank gibt es so viele Klassiker, die a) keineswegs veraltet sind und die b) aufgrund ihrer doch beträchtlichen Masse (Stichworte: Otfried Preußler, Jo Pestum, James Krüss, Lisa Tetzner, Klaus Kordon, Willi Fährmann, Peter Härtling, Enid Blyton) ausreichen, um selbst gewaltigen Lesehunger Heranwachsender zu stillen. Am 12. November wäre einer der ganz großen Autoren 80 geworden: Michael Ende. Der Sohn des kongenialen Malers Edgar Ende (des Sohnes Buch *Der Spiegel im Spiegel* ist dem Vater gewidmet) wurde 1929 in Garmisch geboren und starb 1995. Neben vielen anderen hervorragenden Werken (etwa *Momo*) ist vor allem Endes *Unendliche Geschichte* ein Buch, das man ebensogut mit 10, mit 14 und als junger Erwachsener lesen kann – am besten mehrfach über die Jahre verteilt. Welch ein Horizont, stets wachsend, breitet sich aus! Ende, der als Fünfzehnjähriger zu Kriegsdiensten eingezogen wurde und Wochen vor Kriegsschluß ausriß, war einer der ersten Waldorfschüler Deutschlands. Nachdem ihm in den siebziger Jahren aufgrund seiner phantastischen, zu wenig sozialkritischen und zu unpolitischen Literatur die Kritik in bösen Rezensionen »Weltflucht« vorwarf, zog Ende nach Italien.



Wer nach einem grundlegenden und weitführenden Überblick zu »Lesetrends« sucht, dem sei das von Reiner Wild herausgegebene Mammutwerk zur *Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur* (J. B. Metzler 2008. 533 S., 39.95 €) ans Herz gelegt, das nun bereits in einer 3. (u.a. um jüdische Jugendliteratur ergänzten) Auflage herausgekommen ist. Diese instruktive, für Laien und Fachleute gleichermaßen taugliche Zusammenstellung dient als Wegweiser und Einführung zu Literaturmoden, Autoren und Titeln vom Mittelalter bis zur Gegenwart mit ihren neuen Medien. Eigene Kapitel sind beispielsweise der faschistischen, der antiautoritären sowie der DDR-Literatur gewidmet. Man liest und staunt!

Hildegard von Bingen

SPD-Künstlerin Margarethe von Trotta hat sich der mittelalterlichen Äbtissin, Seherin und Heilerin Hildegard von Bingen angenommen. Das hätte bös ins Auge gehen können – wie so oft, wenn Vereinnahmungsstrategien naheliegen. Jedoch: Der eben im Kino angelaufene Film »Vision – aus dem Leben der Hildegard von Bingen« ist unter von Trottas Regie nicht erstklassig, aber doch ziemlich einnehmend gelungen. Im Supermarktregal hingegen liegen bereits wieder Weihnachtsplätzchen aus Dinkelmehl, deren Etikett auf »St. Hildegardis« lautet und so die Abkunft aus alter klösterlicher Rezeptur nahelegt. Nun wurde Hildegard nie heiliggesprochen, und statt Keksen empfahl sie zu Heilungszwecken eher einen in Brunnenwasser gekochten männlichen Pfau. Zu den vielfältigen Kochbüchern à la Hildegard gesellen sich nun zwei formidable Biographien. Die ältere stammt von Barbara Beuys, deren Auflagen von 2001 und 2003 vergriffen sind. Soeben hat sie *insel taschenbuch* neu herausgebracht. Beuys (die unter anderem mit einer Biographie über den Großen Kurfürsten erfolgreich war) ist generell feministisch orientiert, dabei aber klug und belesen genug, Hildegard nicht postum emanzipatorisch zurechtbiegen zu wollen. Eine Lesefreude! (*Denn ich bin krank vor Liebe. Das Leben der Hildegard von Bingen,* Frankfurt 2009. 379 S., 12.90 €) Etwas simpler, aber redlich genug geht die junge Theologin Christine Büchner vor, deren Büchlein ebenfalls der Insel-Verlag flankierend zum Film (mit entsprechender Bebilderung) verlegt hat. (*Hildegard von Bingen. Eine Lebensgeschichte,* Frankfurt 2009. 144 S., 7.50 €)

Der Blaue Reiter

Der blaue reiter ist ein Unikum in der deutschen Zeitschriftenlandschaft. Ein Journal für Philosophie, das an keinem der alimentieren Kartelle beteiligt ist, das keine langweiligen, nur für die Veröffentlichungsliste geschriebenen Aufsätze abdruckt und obendrein noch ein ansprechendes Äußeres hat. Es gibt zwar noch die *Information Philosophie*, die sich aber deutlich weniger an interessierte Laien als an Philosophiepro-



fis wendet. *Der blaue reiter* wurde 1995 gegründet und erscheint zweimal im Jahr (siehe www.derblauereiter.de). Die aktuelle Ausgabe widmet sich der Metaphysik. Durch den irreführenden Untertitel »Wirklichkeiten hinter der Wirklichkeit« (seit wann gibt es mehrere Wirklichkeiten?) darf man sich nicht abschrecken lassen, der Rest ist solide, dem es allerdings nur selten gelingt, dem philosophischen Mainstream zu entkommen. Viele Beiträge haben einführenden Charakter (Was ist Metaphysik?) oder versuchen den Anschluß an Alltagsfragen (Was hat Reklame mit Metaphysik zu tun?). Hinzu kommen einige Rubriken, in denen Begriffe definiert werden und sich kurze Kolumnen finden. Natürlich darf das Spiel, dem Volk philosophisch aufs Maul zu schauen, indem man die Frisöse fragt, wie viele Wirklichkeiten es gibt, auch nicht fehlen. In der philosophischen Praxis werden Fragen beantwortet. Jedes Heft ist von einem Künstler gestaltet, was dazu führt, daß man auch mal danebenliegen kann, wie beim aktuellen Heft.

Blaue Narzisse

Ein kleines Jubiläum feiert diesen Herbst die *Blaue Narzisse*. 2004 gründeten Chemnitzer Gymnasiasten um Felix Menzel (der demnächst sein Studium als Medienwissenschaftler abgeschlossen hat und bei *Edition Antaios* ein *Kaplaken*-Bändchen über *Medienrituale und Politische Ikonen* veröffentlichte) diese poetisch-politische Schülerzeitung. Man veröffentlichte bald gegen zahlreiche Widerstände. Das damals von Menzel geäußerte Ansinnen, »zwischen den einzelnen Autoren und Schulen einen regen, konstruktiven Gedankenaustausch auch und gerade zwischen gegensätzlichen Anschauungen« zu etablieren, ging einigen Lehrern und städtischen Beamten zu weit. Den schreibenden Schülern wird »Rechtslastigkeit« vorgeworfen, der Vorwurf von Querverbindungen bis hin zur Abhängigkeit von diversen Parteien steht im Raum, der Verkauf des (tatsächlich stets aus eigenen, d.h. Schülermitteln finanzierten) Magazins soll unterbunden werden. Die jungen Männer und Frauen erfahren knallhart, was eine »Politkampagne« ist, es kommt sogar zu Schulverweisen. Für bundesweites Aufsehen sorgte zuletzt die spektakuläre Übermalung eines städtischerseits beauftragten Wandbildes des Künstlers und *BN*-Mitgründers Benjamin Jahn Zschocke.
2006 geht die *Narzisse* online – und erfreut sich stets steigender Besucherzahlen. Das Selbstgedichtete der Anfangszeit ist seither weitgehend verschwunden, es gibt feste Redakteure und einen Autorenstamm von rund 60 Beiträgern zu politischen und kulturellen Themen. Schlagend: Die jungen Schreiber publizieren unter vollem Namen und zeigen in der jetzt erschienenen Jubiläumsausgabe sogar ihr Gesicht. Das ist – traurig genug – ein mutiger Schritt in unserem freien Land. Menzel spricht von seinem Projekt als »wichtigste konservative Nachwuchsschmiede für Journalisten in Deutschland.« Kontakt über: www.blauenarzisse.de oder Felix Menzel, Frankenberger Str. 136, 09131 Chemnitz.

50. Todestag Arnolt Bronnen

Er ist mehr als nur die Personifizierung der Wirrnisse der Intellektuellen im 20. Jahrhundert. Widersprüchlich, faszinierend, abstoßend: Arnolt Bronnen, der 64jährig am 12. Oktober 1959 in Ost-Berlin starb und seine Laufbahn als Kaufhausangestellter begann, war Anarchist, katholischer Konvertit, Nationalsozialist, Kommunist, ein Mitstreiter Brechts, Goebbels' Günstling beim Rundfunk, Widerstandskämpfer in Österreich, Nachkriegsbürgermeister. Seine jüdische Herkunft ließ er gerichtlich widerlegen.



Den Haß auf den jüdischen Zieh- oder Zeugevater brachte er 1920/22 auf Papier und Bühne. Er war Renegat, Opportunist und Provokateur, der »faschistische Piccolo« und die »Hyäne im Kinderzoo«. Er schockierte mit expressionistischen Theaterstücken und sexualneurotischen Exzessen, störte mit SA-Männern Thomas Manns *Deutsche Ansprache* in Berlin, ließ weiße Mäuse während der Kino-Premiere von *Im Westen nichts Neues* auf das Publikum los und fand in der DDR sein Gnadenbrot als Theaterkritiker. Er veröffentlichte 1929 den wohl wichtigsten

rechten Agitprop-Roman Deutschlands, *O.S.* (zuletzt Klagenfurt 1995), über die Kämpfe der Freikorps in Oberschlesien. Tucholsky schrieb einen berühmten Verriß. Und noch heute ließe sich über dieses Buch trefflich streiten. Seine Kinder – Tochter Barbara ist Schriftstellerin, Franziska Schauspielerin (*Schwarzwaldklinik*), Sohn Andreas Unternehmer – stritten gelegentlich noch Jahrzehnte später (B. Bronnen: *Das Monokel*, München 2000) über den Chaoten und Grenzgänger.

Philosophie-Lexikon

Die *Routledge Encyclopedia of Philosophy* ist das wichtigste englischsprachige philosophische Nachschlagewerk. Die große Ausgabe umfaßt zehn Bände, die ständig aktualisiert werden. Die gekürzte Fassung enthält neben Artikeln in Originallänge vor allem Zusammenfassungen der teilweise sehr umfangreichen Beiträge. Wolfgang Sohst hat sich, offenbar enthusiastisch, die Mühe gemacht, diese Fassung ins Deutsche zu übersetzen (*Die Kleine Routledge Enzyklopädie der Philosophie,* Berlin: xenomoi 2007. 3 Bände, 2047 S., 92 €). Philosophielexika sind immer einem bestimmten Geist verpflichtet, das ist bei dem vorliegenden nicht anders. Insbesondere die Gewichtung auf ethische Fragen und die Bedeutung außereuropäischer Philosophie hebt es von anderen Lexika an. Das Schöne an der vorliegenden Enzyklopädie ist, daß in den umfassenden Beiträgen Sachverhalte diskutiert werden – so wird der Leser in die Lage versetzt, die Herleitung und Wertschätzung bestimmter Aspekte besser zu verstehen. Natürlich darf man bei solch einem Buch nicht erwarten, daß einem der Wahrheit letzter Schluß präsentiert wird. Das ist in der Philosophie unmöglich, jeder Artikel ist selbst ein Beitrag zur Begriffsbildung. Wenn wir uns stichprobenartig über den Begriff des Seins und die Philosophie Martin Heideggers informieren, stellen wir fest, wo das Buch weiterhilft und wo nicht. Über das Sein ist eine halbseitige Zusammenfassung abgedruckt, die kaum einem unbedarften Leser weiterhelfen dürfte. Zu Heidegger finden wir dann einen unerwartet ausgewogenen Beitrag, der zwar Heideggers Begeisterung für die »Nazi-Revolution« herausstellt, darum sonst aber nicht viel Aufhebens macht. In jedem Fall eine Horizonterweiterung.

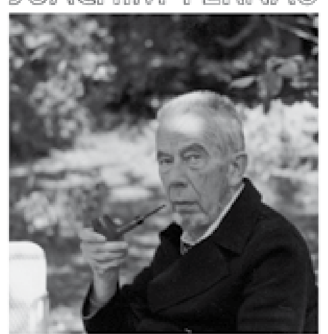
Helden

Zivilcourage: ja bitte; »den Helden spielen« – das dann besser doch nicht. So ähnlich lautet heute die Parole. Wie schmal der Grat ist zwischen gebotenem Mut und Tollkühnheit, zeigte sich in tragischer Eindrücklichkeit zuletzt, als vor ein paar Wochen ein Fahrgast in der Münchener S-Bahn totgeschlagen wurde. Er hatte sich eingeschaltet, als zwei jugendliche Kriminelle eine Gruppe Jüngerer bedrohte. Eine unzeitgemäße Tat, dieses beherzte Dazwischengehen. Ein Held? Ein Zeitalter ohne Heldenverehrung sei pathologisch, denn seine Seele bleibe unterernährt, konstatierte einmal der Kulturhistoriker Egon Friedell. Also: Gibt's noch Helden, heute? Die Herausgeber der Sonderausgabe des *Merkur – Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* sprechen vom postheroischen Zeitalter. »Man kann den Helden immer weniger dulden, weil er das Prinzip der Gleichheit radikal in Frage stellt – er ist eben kein Mensch wie du und ich. Das ist unverzeihlich, und deshalb sollen Helden, wenn es sich nicht gerade um kindgerechte Supermänner handelt, nicht mehr bewundert, sondern entlarvt und destruiert werden«, schreiben Karl Heinz Bohrer und Kurt Scheel im Editorial.



Ein Meisterstück über den »antiheroischen Affekt« trägt Norbert Bolz bei. Heldenverehrung sei »für den Seelenhaushalt der modernen Gesellschaft nur noch ein Ärgernis«. Wer allein »Begriffe wie Loyalität, Royalität und Souveränität« ausspreche, spüre sofort, »wie weit man sich mit diesem Thema vom modernen Leben entfernt« habe. Jedoch, die Analogie zu Friedell wird deutlich: »Wer keinen Helden hat, hat auch keinen Ehrgeiz, er lebt ein Leben, das nicht lebenswert ist.« Man darf anfügen: wer heute so apodiktisch schreibt, erfüllt beinahe selbst das Kriterium der Heldenhaftigkeit. Laut Bolz zeige das »Beispiel Obama«, daß »wir zwar keine Helden mehr haben, wohl aber immer noch ein unartikuliertes Bedürfnis nach Heldenverehrung.« *Zeit*-Redakteur Jörg Lau umreißt treffsicher die deutschen »Zivilcouragefibeln« u.a. anhand des anno 2007 ebenfalls in Münchener Bahnschächten zusammengeschlagenen Realschulrektors Hubert N., den sogenannten »Scheiß-Deutschen«. Die Wirrnisse um den letztjährigen Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten zum Thema »Helden« beschreibt Sven Tetzlaff. Lehrern, Historikern und bildungspolitischen Akteuren sei die Begriffswahl übel aufgestoßen. Helden: Wie undemokratisch, wie vormodern! Ob man nicht von »Vorbildern« reden könne? Auch wurde die Geschlechterproblematik virulent – das Binnen-I fehlte ja. Nichtsdestotrotz hätten knapp 9 Prozent der eingereichten Arbeiten weiblichen Heldenmut ins Visier genommen. Herrlich! Das lesenswerte *Merkur*-Sonderheft hat 250 Seiten und kostet 19 €, Bezug über www.online-merkur.de

Herbst 2009



JOACHIM FERNAU
Leben und Werk
in Texten und Bildern
144 Seiten, gebunden,
über 200 Abb., 24.00 €

Rosen für Apoll, *Die Genies der Deutschen* oder *Disteln für Hagen*: Von den Büchern Joachim Fernaus sind rund zehn Millionen Exemplare verkauft worden. Das Publikum liebte ihn, und die Kritik konnte ihn trotz aller Mühe nicht erledigen. Fernau selbst beschrieb sich einmal als konservativ, aber nicht selten kamen „die Konservativen“ mit seinem vermeintlich respektlosen Ton nicht zurecht.
Pünktlich zum 100. Geburtstag liegt eine schöne Bildbiographie über Fernau vor, erarbeitet aus dem Archiv, das die Witwe Gabriele Fernau zur Verfügung stellte.



Siegfried Gerlich
ERNST NOLTE
Portrait eines
Geschichtsdenkers
350 Seiten, geb., 24.00 €

Wie ein erratischer Block ragt Noltes Werk in die eingeebnete Landschaft der deutschen Geschichtswissenschaft. Er durchdrang philosophisch die Epoche des Faschismus, wurde im Historikerstreit denunziert, aber nicht widerlegt, und gilt international als einer der großen Denker mit weiter Perspektive und strengem wissenschaftlichem Standard.
Siegfried Gerlich setzt bei der Biographie Noltes ein und zeichnet in der Auseinandersetzung mit seinem Gesamtwerk das Portrait eines Geschichtsdenkers.

EDITION ANTAIOS

Aktion »politische Schönheit«

von Felix Menzel

Wann fand der letzte Thesenanschlag in Deutschland statt? Am 8. Mai 2009 reitet ein mit Ruß verschmierter junger Mann auf einem Pferd vor den Bundestag. Zusammen mit einer Handvoll Mitstreiter schlägt er zehn mitgebrachte Thesen am Hauptportal des Reichstagsgebäudes an. Anschließend verkündet die Gruppe ihre Vorstellungen. »In jedem Menschen steckt eine tiefreichende Sehnsucht nach dem Schönen«, lautet die erste These. Wer sind diese jungen Menschen, die glauben, daß eine Seele ohne Poesie »eine unentdeckte Form der Geisteskrankheit« ist? Und was wollen sie?

Die Gruppe nennt sich *Zentrum für politische Schönheit*, zählt nach eigenen Angaben 100 Mitglieder, wobei etwa zehn Künstler mit außergewöhnlichen Aktionen den Ton angeben. Bisher seien sie nur eine Ideenschmiede für die Politik, aber bis 2020 möchten sie zur Bundestagswahl antreten und haben deshalb auch schon für dieses Jahr mit Nina van Bergen eine informelle Bundeskanzlerkandidatin aufgestellt, verrät der Initiator des Projekts, Philipp Ruch. Die schöne Geisteswissenschaftlerin sieht ihre Berufung in nichts Geringerem als der Rettung der Welt. Die linken Intellektuellen der 60er und 70er Jahre in der Bundesrepublik hätten versagt und Theorien entworfen, die am Menschen vorbeigehen. In Anlehnung an Carl Schmitt möchte sie weg von »politischer Romantik«, weg also von Ziellosigkeit und der Unfähigkeit, Entscheidungen zu fällen. Das Streben nach »echter Schönheit« müsse vielmehr an die Stelle zaghafter, romantisierter Ideen treten. »Unter einer poetischen Politik verstehen wir den Ausblick auf etwas Epochales: Ziele, die der Windhauch des Monumentalen umweht«, ergänzt der Politologe Philipp Ruch. »Die Dekadenz zeichnet sich gegenwärtig dadurch aus, daß es der Politik an Gravitation fehlt. Das ist neu. Es gibt dabei keinen Niedergang mehr, sondern freies, vakuumartiges Schweben. Wir stellen die epische Gravitation wieder her.«

Alle großen Parteien zeigten im Bundestagswahlkampf 2009 ihre Visionslosigkeit. Statt der Inhalte dominierten Bürokratengesichter, und die Wähler mußten die immer gleichen, sinnentleerten Phrasen von »sozialer Gerechtigkeit«, »Bildung für alle« und andere hohle Versprechungen ertragen. Insofern legen Ruch und sein *Zentrum für politische Schönheit* den Finger in eine offene Wunde der Bundesrepublik. Die etablierte Politik schafft es nicht, die Bürger mitzureißen und ihnen große Ziele anzubieten. In den Worten des 28jährigen Berliners klingt das so: »Es ist viel die Rede vom unpolitischen Bürger. Die Menschen müssen das Gefühl haben, Teil von etwas Bedeutsamem zu sein. Unserer Auffassung nach leben wir in einer Zeit, die unfähig dazu ist, diese Form der politischen Bedeutungsproduktion herzustellen.«

Wenn die Politik versagt, habe die Kunst den Auftrag, neue Hoffnungen, Visionen, Wünsche und Sehnsüchte unters Volk zu bringen. Was heißt das konkret und welche neuen Sinnangebote haben die Aktionskünstler des *Zentrums für politische Schönheit* anzubieten? Am 23. Mai 2009 feierte die Bundesrepublik ihren 60. Jahrestag. Zugleich wählte eine riesige Abordnung von Bürokraten – im Amtsdeutsch »Bundesversammlung« genannt – Bundespräsident Horst Köhler für weitere fünf Jahre. Ruch und Nina van Bergen nutzten diesen Anlaß, um Köhler mit einer Aubade, also einem Morgenständchen, zu gratulieren, und rezitierten per Megaphon vor dem Reichstag das Gedicht »An die Schönheit« des expressionistischen Lyrikers Ernst Stadler. Die Polizei schritt ein, weil sie die Aktion für eine politische Kundgebung hielt und »meinungsäußernde Inhalte« festgestellt haben wollte. Zwei Monate später zur Vernehmung bei der Polizei trug Ruch ein weiteres Stadler-Gedicht vor – »Worte« – und besuchte kurz darauf noch einmal den Bundespräsidenten, um ihm 25 Kilo Kohle zu schenken,

die die verbrannten Hoffnungen Deutschlands symbolisieren sollen.

Was ist das nun? Protest? »Unbedingt. Aber nicht im üblichen Sinne. Wir erinnern an etwas, wofür es in der Seele neben den eingeübten Lebensplanungen eben auch ein Bedürfnis gibt: Poesie, Größe, Schönheit«, betont Ruch. Auf den ersten Blick mutet die versuchte Symbiose von Politik und Poesie sympathisch an, auf den zweiten aber fragt man sich, wie sie zum Erfolg führen soll. Politik ist schließlich ein schmutziges Geschäft, bei dem es um Interessenvertretung, Macht und Koalitionen geht, während die Kunst ihre Kraft gerade aus der Unabhängigkeit schöpft. Auch das *Zentrum für politische Schönheit* ist schon einmal in die Falle gelaufen, die durch die Gegensätzlichkeit von Politik und Kunst entsteht. Anfang Juli 2009 führten die Aktionskünstler zum Gedenken an die Opfer des Massakers von Srebrenica im Jahr 1995 ein Theaterstück auf, welches das Versagen der NATO thematisierte. Der Zuspruch für diese Aktion dürfte zu groß gewesen sein, und so entwickelte sich die Aktion zu einer Lobbyveranstaltung für die in Deutschland lebenden Bosniaken, bei der vor und nach dem Theaterstück politische Reden gehalten wurden. Die eigentliche Aktion geriet zu einer netten Showeinlage am Rande einer politischen Kundgebung.

An der Frage nach der Unabhängigkeit entscheidet sich, ob das *Zentrum für politische Schönheit* das Zeug zu einem Prototyp einer völlig neuen Protestform hat. Nur wenn die Macher ihre Unabhängigkeit verteidigen, können sie für Lichtblicke in der politischen Einöde sorgen. Diese neue Form von Protest wäre dann allerdings auch etwas für Konservative. Die politischen Vorstellungen der Aktionskünstler um Philipp Ruch, die sich sehr stark für universelle Menschenrechte einsetzen, weichen zwar deutlich von konservativen Anliegen ab. Deren Ästhetik, ihre medialen Ziele und die zur Verfügung stehenden Ressourcen sind jedoch von der Art, daß man davon lernen könnte.

Im Gegensatz zu bisherigen Protestformen führt das *Zentrum für politische Schönheit* nur Aktionen im öffentlichen Raum durch, ohne dabei die Stärke, aber auch den Ballast einer Subkultur mit sich zu tragen. Es handelt sich um zeitlich auf ausgewählte Ereignisse begrenzte Inszenierungen des eigenen Körpers, die spontan und metapolitisch sind. Als Markenzeichen für den eigenen Körper hat sich die künstlerische Ideenschmiede Ruß gewählt, um die verbrannten Hoffnungen der Bürger darzustellen. Die Protestbewegungen der letzten 50 Jahre waren hingegen allesamt sehr stark an Subkulturen gebunden. Sie existierten dadurch sowohl im öffentlichen als auch privaten Raum, denn die visuellen Protestcodes – Kleidung, Frisur, Symbole, Tätowierungen, Körperschmuck et cetera – waren Ausdruck eines Lebensgefühls, das in der Subkultur gepflegt wurde. Gerade für junge Menschen stand dabei nicht in erster Linie die öffentliche und massenmediale Wirkung im Mittelpunkt. Sie versicherten sich so vielmehr



ihrer Zugehörigkeit zur entsprechenden Subkultur. Sie wollten dazugehören, färbten sich deshalb ihre Haare so wie ihre Freunde und trugen die gleichen Klamotten. Das gilt für die Masse der 68er genauso wie für Punks, eingefleischte Globalisierungsgegner von heute, Ökos und die Neonaziszene. Aus der sozialen Identität, dem Lebensgefühl und bewußten Anders-Sein dieser Subkulturen entstand erst durch eine Konkurrenz- und Kampfsituation ein kollektives Bewußtsein, welches dann durchaus mehr oder weniger professionell vermarktet und medial in Szene gesetzt wurde. Erst der klare Verlauf von Frontlinien, die sich meist durch tagespolitische Entscheidungen oder Ereignisse (etwa Benno Ohnesorgs Tod) herausbildeten, führte zur Kollektivierung dieser Bewegungen.

Durch die hohe Akzeptanz von zivilem Ungehorsam von links nehmen diese Bindungskräfte jedoch derzeit rapide ab. Auch die Idole der Linken, die ebenfalls in der Popkultur angekommen sind, können die Jugend kaum noch mobilisieren. Als die Bewegungen entstanden, entschlossen sich die Idole zu einem abhängigen Parallelleben zu ihren Fans. Ebenso wie die Protestmassen unterscheiden sie nicht mehr zwischen öffentlich und privat: Das verleiht ihnen zwar Authentizität verleiht, führt aber zu einem

Leben in vollkommener Öffentlichkeit. Beim Nachdenken über eine konservative Protestbewegung mit einer entsprechenden Subkultur sollte jedem klar sein, daß diese nur durch ein Verwischen der Differenz zwischen privat und öffentlich machbar ist – sowohl auf der Seite der Anführer und Idole als auch auf der Seite der Mitmachenden und der Masse. Die Frage ist, ob dies dem konservativen Habitus entspricht. Im besten Fall will der Konservative in seinem gesamten sozialen Umfeld wirken, im weniger guten Fall beschränkt er sich auf einen biedermeierlichen Rückzug. Das selbstlose Aufgehen in einer subkulturellen Nische dürfte hingegen nur etwas für wenige sein. Jedes Engagement in einer Subkultur ist mit einer lustvollen Zurücknahme von eigener Freiheit verbunden. »Eine neue Menge kultureller Helden, Tanzformen, Kunstformen schließt sich zusammen, nicht nur um eine klassische Generationsrevolte auszudrücken, sondern die unmittelbare persönliche Befreiung als Vorspiel öffentlicher radikaler Gleichheit zu einem teilweisen Ausdruck zu bringen«, haben die Sozialwissenschaftler Irving Horowitz und Martin Liebowitz das Wesen von Subkulturen Ende der 60er Jahre in *Social Deviance and Political Marginality* auf den Punkt gebracht.



Die meisten Konservativen dürften eine tiefe Abneigung gegen eine konforme Masse hegen. Denn gerade der Kampf gegen die Unterwerfung durch die Masse könnte die Aufgabe neuer Protestformen und ein politisches Hauptanliegen von Konservativen sein. Wichtig ist es dabei, zuerst einmal zu begreifen, was den Massenmenschen heute ausmacht. Der Karlsruher Philologe und Medienwissenschaftler Götz Großklaus beschäftigt sich im ersten Kapitel seines Büchleins *Medien-Bilder* mit dem Bild des Massen-Körpers und liefert wichtige Gedanken zu einer zeitgemäßen Theorie der Masse. Bei Pop-Konzerten und wichtigen Fußballspielen bilde sich eine Event-Masse, so Großklaus. Da heutzutage auch Proteste Events sind, lassen sich die Anregungen von ihm eins zu eins auf diese Bewegungen übertragen. Event-Massen sind in zwei Teile gespalten. Der erste Teil ist zeitlich und räumlich als Zuschauer klar lokalisierbar, der andere nimmt nur virtuell via einer (Live-)Inszenierung an der Großveranstaltung teil. Die Event-Masse versammelt sich also nur noch gemeinsam »in der Zeit« und nicht mehr ausschließlich in Zeit und Raum. Neben den lokal verdichteten Massen, die persönlich vor Ort teilnehmen, untersucht Großklaus auch die global zerstreuten Massen, die sich die Emotionen ihrer Idole und der anwesenden Zuschauer ins Wohnzimmer transportieren lassen. Es geschieht folgendes: »die Bild-Folgen erregter Massen erregen weitere, abwesende Massen und können von Mal zu Mal an dramatischen Höhepunkten des verfolgten Geschehens sehr wohl den simultanen und millionenfachen Aufschrei einer einzigen Erregungs-Masse hervorbringen«, meint Großklaus. Die gesamte Masse ist heute also nicht mehr fotografierbar, weil sie nicht mehr an einem Ort zusammenkommt. Vielmehr entsteht sie nur durch die mediale Verbreitung sozialer Emotionen.

Ausgehend von diesen Überlegungen lassen sich zwei wichtige Ableitungen vornehmen. Erstens: Es gibt auch heute noch eine Masse, nur sieht man sie nicht mehr so häufig. Zweitens: Jedes politische Vorhaben steht und fällt mit der erfolgreichen Ansprache der global zerstreuten Massen. Wer keine Mittel findet, mit Leuten Kontakt aufzubauen, die nur den Fernseher einschalten oder nur vor dem Computer hocken, der spricht in einen luftleeren Raum hinein und befindet sich in jenem vakuumartigen Schweben, welches Philipp Ruch als Kennzeichen der Dekadenz ansieht.

Vielleicht ist die gegenwärtige politische Lage gerade deshalb so unerträglich, weil alles so schwammig ist. Echte Freund-Feind-Paarungen gibt es kaum noch und somit wird auch echter politischer Protest schwieriger und muß sich verändern. Mit dem allmählichen Zerbröseln von Subkulturen und deren Individualisierung in Lebensstile stehen zusätzliche Chancen und Risiken vor der Tür. Einerseits ist zu befürchten, daß diese Zersplitterung die Artikulation jeglichen Protests noch unwahrscheinlicher macht, andererseits könnte quasi aus dem Nichts auf einmal etwas entstehen. In dieser Situation liegt es nahe, sich auf den Kern dessen, was Protest ausmacht, zu konzentrieren und alles andere über Bord zu werfen. Der Systemtheoretiker Niklas Luhmann

definierte Proteste einmal als »Kommunikationen, die an andere adressiert sind und deren Verantwortung anmahnen.« Das *Zentrum für politische Schönheit* macht nichts anderes, als ausnahmslos diese zwei Funktionen zu erfüllen. Bisherige Protestbewegungen dagegen etablierten ein Nischenleben, und der eigentliche Protest war nur eines unter vielen Produkten. In Zukunft jedoch könnte ein anderes Bild dominieren: Einzelpersonen oder eine spontane Gruppe drängen sich in die Öffentlichkeit und rufen aus: »Gegen Bürokraten helfen nur Piraten!«

Daß ein einzelner Pirat die Besatzung des großen Schiffs »Bundesrepublik« durchaus in Bedrängnis bringen kann, hat der Designstudent Alexander Lehmann aus Kaiserslautern mit seinem Video »Du bist Terrorist!« Ende Mai 2009 angedeutet. Ihm ist es mit dem zweiminütigen Internet-Clip, der auf die Einschränkung von Bürgerrechten und Freiheiten im Zuge der Terrorismusbekämpfung aufmerksam macht, gelungen, die global zerstreuten Massen anzusprechen. Bereits nach wenigen Tagen hatten über eine halbe Million Menschen die Animation angeklickt, alle großen Leitmedien berichteten und Experten für Medienrecht, Datenschützer sowie Politiker (sogar aus der Großen Koalition) solidarisierten sich mit dem kreativen Studenten. Sein Clip fängt bedrohlich an: »Erst kürzlich haben wir herausgefunden, daß in Deutschland mehr als 82 Millionen versteckte Terroristen wohnen. Du bist einer davon.« Die folgenden Einstellungen zeigen, wie der Staat auf diese Gefahr reagiert. Er überwacht alle Telefonate und E-Mails, schnüffelt heimlich auf den Festplatten privater Computer und schaut sich die Urlaubsbilder der 82 Millionen Terroristen an. Lehmann übertreibt mit dem Video, schätzt die derzeitige Situation der persönlichen Freiheiten in Deutschland aber trotzdem »besorgniserregend« ein. »Und wenn nicht mit Hilfe von Widerstand eine gesunde Balance zwischen Sicherheit und Freiheit geschaffen wird, sind wir von einem Überwachungsstaat wohl gar nicht mehr weit entfernt«, äußerte er in einem Interview.

Dem *Zentrum für politische Schönheit* ist es auch bereits einmal gelungen, die Schwelle massenmedialer Wahrnehmung zu überschreiten. Mit einer Versteigerung von Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) und Außenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD) im Sommerloch Anfang August 2009 schafften sie diesen Durchbruch. Auf der philippinischen Ebay-Plattform starteten sie mit einem Startpreis von 68 Pesos (entspricht einem Euro) eine Auktion und beschrieben den Zustand ihrer »Produkte« als »gebraucht, visionslos, antriebslos und uninspirierend«. Im Begründungsschreiben der Aktion heißt es darüber hinaus: »Merkels Wahl (2005, Anmerk. FM) ist eine der langweiligen Metaphern für die politische Ratlosigkeit Deutschlands. Ihr Schulterzukken ist die Pathosformel einer zielentleerten und stillgestellten Zeit.« Das Bundeskanzleramt war »not amused«, und die Geschichte schaukelte sich hoch. Unter anderem berichteten *Spiegel TV*, das ZDF und *Die Zeit*. Gegenüber dem *Stern* bezeichnete es Ruch als »beschämend«, daß ausgerechnet diese Aktion ein so lautes Echo erhielt. Man habe Besseres zu bieten wie etwa das »Seerosen«-Projekt, bei dem 1000 schwimmende Inseln im Mittelmeer für 5,6 Millionen Euro eingerichtet werden sollen, um afrikanische Flüchtlinge vor dem Ertrinken zu retten. Solche Projekte sollte die Politik aufgreifen und sich nicht an Ebay-Auktionen abarbeiten.

Philipp Ruch dürfte die ungeschriebenen Gesetze der Medien kennen. Der Aktionskünstler leitete von 2001 bis 2003 die Kinofilm-Kampagnen von Roman Polanskis »Der Pianist« und Takeshi Kitanos »Dolls«. Zudem wurden seine eigenen Experimentalfilme mehrfach ausgezeichnet. Trotz der Absurdität mancher Mechanismen der Massenmedien, kann Protest ohne sie nicht gelingen. Kunstaktionen, die ein Unbehagen wirksam kommunizieren wollen, müssen sich deshalb in doppeltem Sinne als Sendung verstehen. Zum einen müssen sie ein Sendungsbewußtsein ausstrahlen, zum anderen kann Kunst eben nur politisch wirken, wenn sie irgendwann auf Sendung geht und kontinuierlich verbreitet wird. Der Kunsthistoriker und Medientheoretiker Dieter Daniels hat diese Einsicht in seinem Buch *Kunst als Sendung* in der kernigen These zusammengefaßt: »Medien sind die Fortsetzung der Kunst mit anderen Mitteln.«

Aus den Überlegungen zu Subkultur, Öffentlichkeit, Masse sowie Kunst als Sendung und auf der anderen Seite dem praktischen Vorbild durch das *Zentrum für politische Schönheit* läßt sich ein Desiderat gewinnen:

1. Der Konservative will sein Leben leben und muß dazu seine Privatsphäre verteidigen. Deshalb verschwendet er seine Zeit nicht in einer Subkultur. Um die eigenen Ansichten dennoch laut, deutlich und kreativ zu artikulieren, braucht es starke Einzelne, die durch außergewöhnliche Akzente auffallen. Orientiert werden kann sich dabei an konkreten Vorbildern (*Zentrum für politische Schönheit*, »Du bist Terrorist!«).
2. Kunst, Bilder, Aktionen und mediale Ereignisse sind ein zwingendes, subversives Mittel für den Versuch, die global zerstreuten Massen aus ihrer Lethargie zu reißen. Bislang verfügt der Konservative über keine wirkmächtigere Ressource als die eigene Kreativität und Intelligenz.
3. Konservative benötigen einen festen Fundus an Poesie und Kunst – und zwar neben dem wichtigen historischen Kanon auch Vorbilder aus der Gegenwart. Eine erste Anregung: den französischen Skandalautor Michel Houellebecq entdecken, da er schonungslos die Orientierungslosigkeit von Patchwork-Identitäten, die sexuelle Pauperisierung in Folge der sexuellen Befreiung sowie die Gefahren des Schaffens von biologisch neuartigen Neo-Menschen in einer technokratischen Zeit offengelegt hat.

Es gibt viel zu entdecken im Reich der Poesie und Kunst – und danach gilt es, vieles davon in »echte Schönheit« zu verwandeln.

Das *Kleine staatspolitische Lexikon* (siehe nächste Seite) ist für jeden, der zu Recht vermutet, daß die Dinge auch aus einer anderen Perspektive als der gewohnten betrachtet und mit anderen Begriffen als den vorherrschenden benannt werden können. Um diese Wörter geht es im ersten Band des Lexikons, Karlheinz Weißmann hat ihn verfaßt. Er definiert die *Begriffe*, mit denen sich die politische Wirklichkeit aus unserer Sicht beschreiben und verstehen läßt. Das ist ein zutiefst politisches Unternehmen: Wer Begriffe setzen kann, gewinnt den metapolitischen Kampf, aber vor der Setzung steht die Mühe der Definition. Wir drucken ein Beispiel ab: Heimat.

HEIMAT — Heimat ist ein sehr deutsches und deshalb in andere Sprachen nur schwer übersetzbares Wort. Im Germanischen bezeichnete *heimod* das eigene Besitztum an Haus und Hof. Heimat ist – nach einer Formulierung Herders – »da, wo ich mich nicht erklären muß«. Das bedeutet, daß Heimat für das Individuum wie für die Gemeinschaft ein Ganzes aus Raumbezug, natürlichen wie kulturellen Gegebenheiten darstellt, in das man hineingeboren wird, in das man jedenfalls hineinwächst. Die enge Verknüpfung mit der Kindheit spielt eine wichtige Rolle, vor allem aber die »Poesie des Gewachsenen und Gewordenen« (Wilhelm Heinrich Riehl). Das alles erklärt weiter den starken gefühlsmäßigen Bezug, den Menschen im allgemeinen zu ihrer Heimat haben und die Probleme, die durch Heimatverlust entstehen oder beim Versuch, eine »zweite Heimat« zu finden.

> ZUERST VERWIRREN SICH DIE WORTE, DANN VERWIRREN SICH DIE BEGRIFFE, UND SCHLIESSLICH VERWIRREN SICH DIE SACHEN. (KONFUZIUS)

Sicher hat das Heimatgefühl des Menschen eine Wurzel in der Territorialität unserer Spezies, das heißt der biologischen Neigung, einen bestimmten Raum als Eigentum zu betrachten und gegen jeden Eindringling zu verteidigen. Aber die Stärke und Differenziertheit der Emotionen, die sich mit der Heimat verbinden, ist dadurch nicht zu erklären. Hier wirken vor allem die lange Tradition der Seßhaftigkeit und der bäuerlichen Lebensweise nach. Die kulturelle Bestimmtheit von Heimat ist auch daran zu erkennen, daß sich die Gefühle durchaus auf verschiedene Lebenskreise beziehen können.

Das erklärt weiter, warum die mit der Industriellen Revolution einsetzende Mobilisierung der Menschen in Europa und die Zerstörung der ökologischen Systeme neben einer Umweltschutz- eine Heimatschutzbewegung entstehen ließen. Beide waren von Anfang an stark konservativ geprägt, was in der Sache selbst begründet lag, aber auch mit der Verschränkung mit konfessionellen oder volkserzieherischen Motiven zu tun hatte. Im Grunde ging die konservative Auffassung von Nation immer darauf aus, diese zur größeren Heimat werden zu lassen.

Umgekehrt haben Linke und Liberale »Heimat« lange Zeit als Relikt betrachtet, als etwas, das im Zuge der Modernisierung zwangsläufig verschwinden werde und überhaupt wegen der Betonung von Herkommen und Bindung eine negative Wirkung auf die Menschen ausübe, die sich von solchen Beschränkungen tunlichst emanzipieren sollten.

Erst die unübersehbar negativen Begleiterscheinungen des technischen und wirtschaftlichen »Fortschritts« haben diese Argumentation fragwürdig werden lassen. Das erklärt, warum neben dem Regionalismus – der mit dem Bezug auf die Heimat gegen nationalstaatliche oder supranationale Integrationsprozesse argumentiert – auch die Diskussionen über »Multikulturalismus« sehr stark von dem Versuch dieser Seite geprägt waren, den Begriff der Heimat zu besetzen. Ähnliches wird man für die seit den neunziger Jahren beobachtbaren wissenschaftlichen Bemühungen um die Rehabilitierung des Heimatbegriffs sagen können: die reichen von entsprechenden Vorschlägen der Kommunitaristen, bis zu einer expliziten »Philosophie der Heimat«, die vor allem auf Heidegger rekurriert.

Das ist eine bemerkenswerte Verschiebung gegenüber den Debatten der Nachkriegszeit, in denen die Bezugnahme auf Heimat mindestens als »reaktionär«, oft aber als »faschistisch« verschrieen wurde. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß die politischen Implikationen des Heimatbegriffs oft ausgeblendet werden, zugunsten einer illusionären Vorstellung von kleinteiligen, selbstorganisierten Welten oder einer Identität, die ohne klare Verortung auskommt, sondern diese als *patchwork* zusammensetzt. Der Tatbestand, daß jede angemessene Vorstellung von Heimat Dauer und Homogenität der Gemeinschaft und ihres Lebensraums voraussetzt, wird regelmäßig umgangen, man meidet ihn so wie den Sachverhalt, daß über Heimat nicht gesprochen werden kann, ohne einen Bezug auf die Anthropologie überhaupt.

Karlheinz Weißmann

Literatur:
Karen Joisten: *Philosophie der Heimat – Heimat der Philosophie*, Berlin 2003; Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hrsg.): *Lob des Kleinstaates. Vom Sinn überschaubarer Lebensräume*, Herderbücherei Initiative, Bd 32, Freiburg i. Br. 1979; Thomas Rohkrämer: *Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland 1880–1933*, Paderborn 1999; Christoph Türcke: *Heimat. Eine Rehabilitierung*, Springe 2006.

Die reine Innigkeit der germanischen Nation war der eigentliche Boden für die Befreiung des Geistes, die romanischen Nationen dagegen haben im innersten Grunde der Seele, im Bewußtsein des Geistes die Entzweiung beibehalten: sie sind aus der Vermischung des römischen und germanischen Blutes hervorgegangen und behalten dieses Heterogene immer noch in sich. Der Deutsche kann es nicht leugnen, daß die Franzosen, Italiener, Spanier mehr Charakterbestimmtheit besitzen, einen festen Zweck (mag dieser nun auch eine fixe Vorstellung zum Gegenstande haben) mit vollkommenem Bewußtsein und der größten Aufmerksamkeit verfolgen, einen Plan mit großer Besonnenheit durchführen und die größte Entschiedenheit in Ansehung bestimmter Zwecke beweisen. Die Franzosen nennen die Deutschen *entiers*, ganz, d.h. eigensinnig.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*

www.sezession.de